Aloÿs
Gleich
v. Steing

# Joseph Bauerschuberts

weiland Kaplan an der Marien-Kirche zu Fährbrück im Wirzburgischen

kurze

# Volkspredigten

zum

Unterrichte und zur Erbauung

auf

alle Sonn- und Festtage

des

katholischen Kirchen-Jahres.

Vierter Band.

Nebst einer

Biographie

nach seinem Tode herausgegeben

von

Bernard Laubender

Kaplan zu Dettelbach in Franken, auch der Leipziger ökon. Gesellschaft Mitgliede.

Grätz,

gedruckt und verlegt bey Johann Andreas Kienreich.

1802.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

# Vorrede.

Der ungetheilte Beyfall, den von je her verständige und gutgesinnte Menschen den kunstlosen Arbeiten meines nun verklärten Freudes J. Bauerschuberts schenken, noch mehr aber jener, den das gelehrte Publikum mit so vieler Huld seinen gedruckten Werken in fast allen gelehrten Zeitungen gab, bestimmten mich oder forderten mich gleichsam auf, alles, was von diesem aufgeklärten Religions- und Menschenfreunde je mit Absicht niedergeschrieben worden sey, zu sammeln, zu läutern, und so durch die Presse dem Staube der Vergänglichkeit zu entreißen, und in die Hände derjenigen zu liefern, die den Verewigten lieben und schätzen, und mit seinen hinterlassenen Schätzen von Weisheit, Segen unter die dürftige Menschheit zu bringen geneigt sind. Das Leben dieses Mannes steht mit seinen segensvollen Arbeiten in einem sehr genauen Verhältnisse. Ueber manches in denselben herrscht ein geheimnißvolles Dunkel, das der Uneingeweihte kaum aufzuhellen vermag; nur das detaillirte Leben

dieses Mannes, verscheucht jenes unangenehme Dunkel, und breitet das wohlthätigste Licht über alles aus. Der Biograph konnte nicht überall in das kleinste Detail sich verlieren: — wie viele Gänge in eines Mannes Lebens sind verschlossen? — Der Leser muß da durch Denken manche Lücke ausfüllen; der studierte Gehalt aller seiner Arbeiten setzt manchen in den Stand, zu ersetzen, was der Biograph nicht zu leisten vermochte. Und endlich hat nicht jeder, der die schönen Geistesproducte dieses Mannes kennt und schätzt, und über den zu frühen Hingang in die Ewigkeit, oft im Stillen eine Thräne des tiefen Schmerzens fallen ließ, ein gewisses Interesse, ihn, den Wohlthäter der Menschheit, den warmen Freund der Wahrheit und reinen Jesusreligion, nach seinem Leben, näher kennen zu lernen?

Sollte demnach wohl der Herausgeber eine vergebliche, unnütze Arbeit unternehmen; sollte er den Undank des gelehrten Publikums, den Unwillen seiner Freunde und Bekannten sich aufladen, da er dieser Herausgabe nach gethanen Versprechen sich unterzieht?

Ich, der ich den Verklärten liebe und schätze, wußte den Rest seiner Arbeiten nicht besser zu verehren, als daß ich ihn der Presse widmete, und mit seiner Biographie diesen und vorhergehenden Arbeiten gleichsam die Krone aufsetzte.

Für die Data, die in der Biographie vorkommen, kann ich keine andere Bürgschaft leisten, als die vielleicht hundertmahl wiederhohlte mündliche Aussage des Verewigten selbst. Die Bemerkungen, die da und dort eingestreut sind, und manchen Frömmler frappant und unbescheiden scheinen mögen, sind und sollen nichts anders, als der natürliche Widerschein der Thatsachen selbsten seyn.

Und wenn auch hin und wieder Ausdrücke und Aeußerungen vorkommen, die den Wünschen und Verhältnissen eines und des andern Lesers nicht durchaus günstig seyn möchten: so können die nicht auf meine Rechnung kommen, da es wohl Pflicht eines redlichen Biographen ist, die eigentliche Denk- und Handlungsweise und die Darstellung der Ideen seines Freundes, bemerkbar zu machen. Ich konnte selbst nicht alle Mahl die so oft starken Ausdrücke seiner Empfindlichkeit billigen und sie für reine Ausflüsse eines in Ruhe begriffenen Gemüthes halten; indeß glaubte ich der Wahrheit zu huldigen, wenn ich in dieser Farbenmischung das Characterbild des Mannes im Menschen hinzeichnete und darstellte.

Freund! verklage das Wasser, wenn du dich in demselbigen spiegelst; verklage die Gesetze der Natur, verklage den Schöpfer, der sie in die Natur mit unendlich weisen Absichten legte! — oder schweige! — Diesem

Bändchen wird bald noch ein anderes folgen, worin der Rest seiner Pridigten und vielleicht noch manche andere interessante ungedruckte Aufsätze, erscheinen werden, die den Mann von noch mancher neuen Seite, als einen Freund der Wahrheit und des allgemeinen Menschenwohls werden kennen lassen; und bin ich so glücklich, zu erfahren, wie die gegenwärtige Biographie von Freunden und Feinden im Vaterlande aufgenommen werde: so werde ich in den nächsten Bändchen den auswärtigen Freunden das Umständlichere hierüber ganz ohne Scheu mittheilen.

Dettelbach, den 3. März 1799.

Der Herausgeber.

# Inhalt.

Seite.

1. Leben und Schicksale des Herrn Joseph Bauerschuberts. 1

2. Am Sonntage Quinquagesima.
Über Luk. XVIII. 40—41.
Ein wahrer Nachfolger Jesu darf niemanden vergeblich um Hülfe rufen lassen. 61

3. Am vierten Sonntage in der Fasten.
Über Joh. VI. 5.
Was wir Jesu als dem größten Volksfreunde schuldig sind. 71

4. Am Sonntage Quasimodogeniti.
Über Joh. XX. 21.
Warum gibt es doch einen besondern Stand unter uns, den man gemeinhin den geistlichen nennt. 82

5. Am Sonntage Misericordias.
Über Joh. X. 13.
Welche eigentliche Miethlinge sind. 91

6. Am Sonntage Jubilate.
Über Joh. XVI. 20.
Warnung vor Schadenfreude. 100

7. Am Sonntage Cantate.
Über Joh. XVI. 6—7.
Von den oft unrichtigen und verkehrten Urtheilen der Menschen über das was für sie gut oder böse ist. 109

8. Am Sonntage nach Christi Himmelfahrt.
Über Joh. XVI. 1.
Wie gut es für den Menschen sey, sich auf jedes künftigen Übel gefaßt zu machen. 118

Seite.

9. Auf Pfingsten.
über Joh. XIV. 26.
Von dem Einflusse der feyerlichen Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel am Pfingsttage, auf unsern Verstand und unser Herz. 126

10. Am vierten Sonntage nach Pfingsten.
über Luk. V. 5.
Von der Pflicht des Christen, Unverdrossenheit in seinen Geschäften zu beweisen. 135

11. Am Feste Maria Heimsuchung.
über Luk. I. 45.
Wie selig uns das Bewußtseyn mache, vor Gott wohlgethan zu haben. 146

12. Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.
über Mark. VIII 6.
Von einem guten Verhalten bey Tische. 158

13. Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.
über Matth. VII. 15.
Wie verabscheuungswürdig ein Häuchler ist. 166

14 Am achten Sonntage nach Pfingsten.
über Luk. XVI. 8.
Die mehresten Menschen beweisen nicht nur mehr Verstand und Klugheit, sondern auch mehr Eifer und Betriebsamkeit in Erwerbung irdischer Vortheile, als in Besorgung ihres Seelenheils. 177

15. Am eilften Sonntage nach Pfingsten.
über Mark. VII. 35. 36.
Worauf es eigentlich ankomme, das eine Handlung wirklich gut und wohlgefällig zu nennen sey. 190

Am

# Leben und Schicksale
des
# Herrn Joseph Bauerschuberts,
weiland Kapellan an der Marienkirche zu Fährbrück im Wirzburgischen in Franken.

Von meines Freundes allerersten Lebensjahren, war mir, außer seinem Geburtsorte, Birnfeld, einem der Universität zu Wirzburg gehörigen Dorfe, nichts bekannt. Nichts desto weniger finde ich immer sehr wahr, was der unsterbliche Graf, Andreas Peter von Bernstorf in seinen Bekenntnissen über sich sagte:

„Der Keim künftiger Tugenden und künftiger „Fehler, ist gleich in der ersten Kindheit gegenwärtig. „Ich kann dem Meinigen bis auf das vierte Jahr „meines Alters nachspüren, und ich habe mich öfters „darüber gewundert, fast meine ganze Denkungskraft „in den ersten Bewegungen meiner Seele sehr deut„lich finden und entdecken zu können.“

Von gleichen Überzeugungen geleitet, glaubte ich also die ersten Jahre Bauerschuberts nicht

mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Ich wandte mich daher an seinen ersten Wohlthäter und Lehrer, dem Herrn Pfarrer zu Birnfeld, Johann Adam Keßler, und seiner Gütigkeit verdanke ich folgende wörtliche Nachrichten über Bauerschuberts Kindheit.

„Der nun verewigte Kapellan, Joseph Bauerschubert, ist den 15ten November 1766 hier zu Birnfeld geboren. Sein Vater, ein Mitnachbar daselbst, hieß Hans Jörg Bauerschubert, war ein Steinmetz, und seine wenigen mit Schulden belasteten Güter nährten ihn ganz kümmerlich. Die noch lebende Mutter des Seligen heißt Kunigunda, geborne Erhardinn, von Seybrichshausen. In der Schule und der christlichen Lehre stand zwar Joseph Bauerschubert als Knabe keinem nach, sein Talent hatte sich aber hier noch nicht entwickelt. Er hegte eine besondere Liebe zur Einsamkeit, und vermied gern jede Gesellschaft. Düster schlich er immer einher mit seinen rothtriefenden Augen. An ihm war keine jugendliche Ausschweifung bemerkbar. Mit dem 11ten Jahre seines Alters wurde er aus der Schule entlassen, der Vater nahm ihn zu sich, daß er ihm bey seiner Handthierung helfen sollte. Diese gehoffte Hülfe war von nicht langer Dauer. Sein schwächlicher Körperbau reichte zu den die Kräfte erschöpfenden Arbeiten eines Steinmetzen nicht zu. Er wollte lieber studieren. Der Vater ersuchte mich also, ich möchte ihm die Principia geben. Des Vaters leiblicher Bruder Felix, Koch und Augustiner-Bruder zu Münnerstadt, wolle ihm mit den nöthigen Büchern aushelfen. Ich ließ mich also überreden, und gab ihn die Principia unentgeltlich mit dem Beding, wenn er sich gut anlassen würde,

Am Ende seines 12ten Jahres, im Herbste, machte Bauerschubert bey mir den Anfang. Unverkennbar war sein Fleiß und seine Lernbegierde, und seine scharfe Aufmerksamkeit, verbunden mit seinen äußerst glücklichen Naturgaben, machten, daß er bald über alle Schwierigkeiten der lateinischen Sprache weg war. Nach Verlauf zweyer Jahre wußte er nicht nur das Latein fehlerfrey, sondern auch gut, daß er sogar lateinische Verse machte. Er wußte verschiedenes aus der Geschichte, und hatte auch im Griechischen einen schönen Anfang gemacht. Man brachte ihn also gegen das Ende seines 14ten Jahres im Herbste auf das Gymnasium nach Münnerstadt. Die Professoren daselbst, als sie seine Fähigkeiten geprüfet hatten, wollen ihn in Secundam nehmen; allein der P. Prior bestand darauf, daß er unten anfangen müsse, sonst wollte er ihm die Kost nicht geben. Diese war ihm auf Fürbitte seines Oheims Felix verwilliget worden, jedoch mit dem Beding, daß er die Blasbälge der Orgel in der Klosterkirche trete. Es half nichts gegen diesen Machtspruch. Bauerschubert mußte sich also demselben fügen; weil er ohne dem Genuß dieser Wohlthat, für sich zu Münnerstadt nicht hätte bestehen können. Sein Fleiß und seine Bekanntschaft mit den alten Classikern, erwarben ihn in den 5 Classen des Münnerstädtischen Gymnasiums, immer den ersten Platz. Ihm wurden mancherley Prämien zu Theil. Er hat deren über 20 im Verlauf seiner Schuljahre nach Hause gebracht. Gegen das Ende seines 19ten Lebensjahres kam Bauerschubert im Herbste auf die hohe Schule nach Wirzburg, um Philosophie zu studieren. Er wurde im zweyten Jahre secun-

dus philosophiae Magister. Sein Geist war viel umfassend und außerordentlich nachdenkend. Ich vermuthe fast, daß durch die außerordentliche Anstrengungen, sein ohnehin zarter Körperbau geschwächt worden ist."

So weit Herr Pfarrer Keßler zu Birnfeld, in seinem Urtheile über Bauerschuberts Jugendjahre. Am Ende fügt der gute Mann noch auf eine sehr herrliche Weise hinzu: „Wollen sie hiervon etwas zu Bauerschuberts Biographie brauchen: so stehts bey ihnen. Ich schmeichle mir, daß das, was ich schrieb, nicht übertrieben ist; an dem Lobe aber, das mir aus seinem Unterrichte zuwachsen könnte, nehme ich keinen Antheil. Dergleichen Ingenia sind immer leicht zu unterrichten."

Auf diese Aussprüche über Bauerschuberts Jugendjahre von seinem ersten Lehrer, will ich sogleich, ehe ich den weiteren Faden seiner Lebensgeschichte anknüpfe, einige seiner Selbstgeständnisse folgen lassen. Ich habe sie mehrmahl und unter verschiedenen Umständen aus seinem Munde gehört, und sie tragen gewiß zur richtigen Ansicht Bauerschuberts als Mensch und als Gelehrter, nicht wenig bey. Von seinem Vater sagte er oft: er war ein rauher und harter Mann. Vielleicht daß seine Handthierung ihm diese Stimmung gab, oder daß auch der kärgliche Ertrag aller seiner Arbeit und Mühe, zum hinreichenden Auskommen in seiner Haushaltung, ihn in diese üble Laune versetzte. Dazu kam auch der Geist des damahligen Zeitalters; man glaubte durch Schärfe alles und zwar allein bey der Jugend ausrichten zu können. Er war daher auch gegen seine Kinder sehr

strenge, und hielt sie in einer knechtischen Furcht gegen sich. In dieser knechtischen Furcht vor seinem Vater, suchte daher der Selige immer die erste Ursache seiner überaus großen Schüchternheit und seines furchtsamen Wesens.

Zum guten Glücke war die Mutter des Bauerschuberts gerade das Gegentheil von seinem Vater. Von ihr rühmte er unaufhörlich: Sittsamkeit, gutmüthiges und menschenfreundliches Wesen. Sie übte den Grundsatz: durch Güte müsse man Kinder für die Befolgung der gegebenen Befehle zu gewinnen suchen. Sie hinderte daher den Vater oft an Ausübung seiner richterlichen Strenge, wenn er ihrem Zartgefühl zu Folge zu hart mit den Kleinen verfahren wollte, und wußte ihn durch liebreiche Vorstellungen zu erweichen und zu besänftigen. Da die Mütter in den ersten Lebensjahren der Kinder sich am meisten mit denselben beschäftigen müssen: so machen sie gewöhnlich auch die stärksten Eindrücke auf sie, und der kindliche Nachahmungstrieb nimmt sich dieselben zum Muster ihrer Denkungs- und Handlungsweise. So verdankte Bauerschubert oft mit wahrer Rührung seiner Mutter die Eindrücke, die ihre Güte und Menschenfreundlichkeit auf ihm gemacht habe, und war fest überzeugt; daß dieselbe überaus starken Einfluß auf seine Verfahrungsweise als Jüngling und Mann gehabt habe.

Über seinen Lehrer fällte er oft folgendes Urtheil: „er war ein herzlich guter Mann, und versteht sein Latein aus dem Grunde; aber seine Lehrart, wenn ich gleich dadurch, wie vielleicht mein Lehrer selbst, ein ziemlicher Lateiner geworden bin, hat sich mir nie

ganz empfehen können. Es gefiel mir nicht, daß alles, was mir zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische vorgegeben wurde, aus einer äußerst undeutsch geschriebenen Frankfurter Zeitung genommen war, und daß ich zu wenig aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzen durfte. Übrigens behandelte mich armen Knaben der Mann väterlich und äußerst liebreich. Von Schlägen und andern Mißhandlungen alter und neuer Schulrectoren, erfuhr ich nichts. Dieß verursachte, daß meine Stimmung zur Menschenfreundlichkeit, Redlichkeit und Offenherzigkeit nicht verloren ging.

Fürwahr ein sehr schönes Zeugniß, wodurch das Verdienst des Herrn Keßlers um Bauerschubert ungemein erhöhet wird.

Als einen bemerkenswerthen Vorgang in seiner jugendlichen Seele, erwähnte der Selige oft folgendes: „Er war einmahl in einer katholischen Kirche. Der Katechet stellte den damahls noch sehr geläufigen Satz auf: außer der katholische Kirche könne niemand selig werden (extra ecclesiam nulla est salus). Ich fuhr darüber, fügte Bauerschubert immer hinzu, herzlich zusammen. Mir armen gutmüthigen Jungen fielen blitzschnell die Leute eines benachbarten protestantischen Dorfes bey, die ich genau kannte. Ich war ein Jahr zu dem Schullehrer dieses Dorfs in den Klavierunterricht gegangen, und hatte dadurch Gelegenheit gehabt, die protestantischen Einwohner zu beobachten, und näher kennen zu lernen. Es war in der That ein guter Schlag Menschen, und ich habe nie etwas von ihnen gehört oder gesehen, wovor mein junges, schuldloses Herz zurück zu beben Ursache ge-

habt hätte, ja sie waren vielleicht um vieles besser, als die Einwohner in meinem Vaterlande. Mein Herz erbebte also wegen dieser Behauptung, und ich konnte mich schon damahls von ihrer Wahrheit schlechterdings nicht überzeugen, so wie in der Folge die Vorträge darüber, weder mit meinem Verstande, noch mit meinem Herzen zusammen zu reimen waren. –

Von seinen Jugendjahren erzählte Bauerschubert oft: man habe es ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er mehr die Gesellschaft der Vögel und der Thiere auf dem Felde als den Umgang der Menschen, gesucht habe; daß er lieber in der freyen Natur lebte, als zu Hause unter Menschen, und daß man ihm seine Neigung zu den guten Hausthieren oft übel gedeutet habe. Die Ursache von dieser besondern Erscheinung in seiner Lebensweise waren wohl seine fließende Augen, wodurch sein Umgang zurückschreckend und er selbst von seinen Mitschülern, gescheuet wurde. Dadurch ward sein natürlicher Hang zur Einsamkeit und zur freyen Natur immer mehr genährt, und schlug tiefere Wurzeln, als gewöhnlich. Er blieb daher auch bey ihm überwiegend bis an das Ende seines Lebens. Bald vergnügte er sich an dem Schmucke der Wiesen, bald belauschte er hinter dem Gebüsche einen Vogel, oder hatte eine Blume, einen Vogel, einen Zweig und dergl. in der Hand, um Betrachtungen darüber anzustellen. Dadurch übte sich sein Nachdenken ungemein, das gewöhnlich in Kindern so spät erwachet, und so selten gehörig in ihnen geübt wird. Dadurch wuchs in ihm die Liebe zur freyen Natur, zur Einfachheit der Sitten, und zur Schuldlosigkeit des Herzens. Mit entzücken konnte er sich

oft über die unversiegbaren Freuden der Natur auslassen, und über die Kraft, die für uns Sterbliche aus ihrer aufmerksamen Betrachtung zur Erhaltung eines schuldlosen Herzens, zur Beruhigung im Leiden und zum Trost einer bessern Zukunft fließen. Oft hörte ich von ihm, noch in den letzten Jahren seines Lebens folgende Worte des Dichters mit sichtbarem Gefühl seiner tiefen Emfindungen:

Natur, du bist ein Tempel Gottes,
Sein Odem lebt und webt in dir;
Natur, du bist ein Tempel Gottes,
Allgegenwärtig ist er dir;
Sein Hauch schenkt Wohlgeruch der Blume
Durch seine Sonne reift die Saat;
Ihm tönt aus deinem Heiligthume
Der Vögel Danklied früh und spat.

Bis an den Tod will ich mich freuen,
Daß Gott die Welt so herrlich schuf;
Den letzten Augenblick nicht scheuen,
Denn es wird einst auf seinem Ruf
Ein ew'ger Frühling mich umschweben,
Und meiner Hülle Staub erneu'n.
Du ruf'st, ich komme, besser's Leben
Und Auferstehung warten mein!

Durch diese Liebe zur Natur, und durch Mangel an Umgang mit seinen Gespielen, konnte freylich keiner von den üblen Eindrücken auf Bauerschuberts Herz gemacht werden, den mancher andere, der unter dem uneingeschränkten Umgang mit seines Gleichen groß wuchs, hinterher nur zu sehr zu beklagen Ursache hat; aber es litt doch auch seine Geselligkeit dadurch. Bauerschubert gestand selbst, daß ihm oft der Vorwurf der Ungeselligkeit gemacht worden sey.

Unter die Geständnisse Bauerschuberts von sich selbst, gehört auch noch, wie er wohl wisse: daß er von seiner frühesten Jugend an von einer ungewöhnlichen Wiß- und Neubegierde belebt worden sey, wie alle Kinder von unverdorbenen Sinnen. Was sich nur um ihn her regte, oder bewegte, zog seine gespannteste Aufmerksamkeit auf sich, und was er zum ersten Mahle sah, das stark in die Sinne fiel, beschäftigte seine Einbildungskraft und sein Nachdenken sehr lange. Zum wahren Glücke für mich, pflegte er oft zu sagen, wurde diese Neugierde weder von meinen Ältern, noch von meinem ersten Lehrer Herrn Pfarrer Keßler, beschränkt, ob beyde gleich sich sehr wenig darum bekümmern konnten, ihr die gehörige Nahrung und bey derselbigen die rechte Richtung zu geben.

Gegen den Grundsatz vieler unserer neuern Erzieher, bedauerte er oft, daß während seines Aufenthaltes in Birnfeld zur Vorbereitung auf ein Gymnasium, sein Gedächtniß nicht genug, wenigstens nicht immer zweckmäßig, geübt worden sey. Er meinte nähmlich: daß dadurch mit den Jahren seine übrigen Seelenkräfte ungleich mehr Stärke erlangt haben müßten.

Bauerschubert war in seinen männlichen Jahren nicht dahin zu bringen, daß er sich auf ein Pferd setzte. Das kommt, sagte er mir oft, daher: in meiner frühern Jugend setzte man mich einmahl wider meinen Willen auf ein Pferd. Des Reitens unerfahren, wurde ich damahls sehr unsanft abgesetzt. Die lebhafte Rückerinnerung an die damahls ausgestandene Gefahr und Schmerzen, erzeugten in

mir für die Folge einen solchen Widerwillen gegen Pferde, daß ich nie zu bereden war, mich auf eines zu setzen.

Man bemerkt oft, daß der erste Religionsunterricht über mancher Menschen Denk- und Handlungsweise auf ihr ganzes Leben hin entscheidet. Sie können sich von der Form nicht loß winden, über die sie zuerst gemodelt worden sind, und die in der frühern Jugend dem Gedächtniß aufgezwungene Redensarten und Sätze, bleiben im spätern Alter, selbst bis zum Tode, der Maßstab, nach dem sie gern eines jeden Glaubigkeit oder Unglaubigkeit abmessen wollen. Das war bey meinem Freunde Bauerschubert ganz anders. Sein Verstand, oder vielmehr sein Gedächtniß, — (denn was hat ersterer gewöhnlicher Weise bey unserer Art, den Kindern Religion beyzubringen, eigentlich zu thun? —) war über den schulgerechten Leisten der Dogmatik abgerichtet worden. Seine ersten Lehrer hielten sichs zur vorzüglichsten Ehre, sich nach der strengsten Prüfung ihres Gewissens auch nicht einer Abweichung eines Nagelbreites von den Glaubenssätzen der christkatholischen Kirche bewußt zu seyn, und sorgten aus allen Kräften dafür, daß der junge Bauerschubert vor dem gefährlichen Gifte aller Neuerungen in Glaubenssachen, sorgfältig bewahrt bleiben möge. Wie wahr das sey, kann man leicht daraus abnehmen: daß er einst vor einer Mission ein Prämium erhielt. Nichts desto weniger gab Bauerschubert seinem Glaubenssysteme in der Folge eine ganz andere Richtung. Das, was er in der Jugend davon gelernt hatte, war bloßes Gedächtnißwerk, das der fleißige Knabe eben nach-

plauderte, wie es ihm vorgesagt wurde. Wie sein Verstand in der Folge über das Erlernte die Richtung begann, entstand eine große Scheidung; denn es war bey ihm ganz unveränderlicher Grundsatz, alles, was er in der Jugend erlernt hatte, zumahl die Sätze der Religion, auf dem Probierstein der Wahrheit zu streichen, und was nicht probemäßig befunden wurde, warf er bey Seite. Er dachte mit den nun verklärten Blumauer:

Herr, gib mir Glauben,
oder nimm mir den Verstand!

Das hat er allen seinen Lieben und Vertrauten unter mancherley Modificationen und Ausdrücken mitgetheilt, und mir so oft gesagt: daß ich aus der Menge seiner Äußerungen darüber, mich seiner eigenen Worte nicht mehr ganz entsinnen konnte. Ich habe sie also, obgleich unter seinen Geständnissen über sich, mit meinen Worten gegeben.

Folgendes Geständniß ist aber fast wörtlich von ihm: „Als Knabe wurde ich sehr oft mit Schilderungen über die Gemüthsbeschaffenheit dieses und jenes Dorfmitglieds unterhalten. Auf dem Lande will man, wie in der Stadt, etwas haben, womit man die Langeweile tödtet; man greift also auch, wie dort, aus Mangel etwas Bessern oft nach dem, welches man eben nicht wohl will, und stellt zur Unterhaltung der Anwesenden, die ungehobelten leeren oder finstern Seiten des gehässigten Nachbars, oder der angefeindeten Nachbarinn zur Schau aus. Für meine nie genug befriedigte Neugierde war das Stoff, bey dem ich nur zu oft allzu lang verweilte. Durch diese üble Gewohnheit drückte sich meinem

Herzen eine Falte ein, die ich nie wieder ganz auszubeugen vermogte, bey aller Mühe, die ich mir darum gab; ja, es hatte die traurige Folge, daß ich von Leuten gewisser Stände gar nicht mehr gut denken konnte."

„So entfernt ich von dem nähern und vertrautern Umgange meiner Mitschüler immer gewesen bin, so lang ich in Münnerstadt war: so hat sich doch einmahl ein verdorbener junger Mensch meiner auf einige Zeit bemächtiget. Er machte mirs besonders zum Vorwurf: daß ich in Rücksicht auf das andere Geschlecht, noch so schüchtern und unerfahren sey, und gab mir den Rath, daß ich mich in dem Umgang mit Mädchen bilden mögte; das, fügte er hinzu, würde ungleich mehr wirken, als das ewige Sitzen und Brüten über den Büchern; denn wisse man auch alles, und passe nicht in die Welt: so sey es nichts. Mein schuldloses Herz durchdrang das Gefährliche dieser süß einschmeichelnden Reden nicht. Ich übergab mich also zur Probe meinem Führer. Es wurde in Gesellschaft eines Mädchens ein Spaziergang gemacht. Meine körperliche Bildung konnte keinen Eindruck machen, und verdiente kein Lob; man wendete sich also an meine geistige Vorzüge, und strich dieselben heraus. Dieses Lob bewegte mich stark. Ich fühlte ungewöhnliche Wallungen meines Blutes. Die Nacht darauf konnte ich nicht schlafen, den andern Tag nur mit Unruhe studieren. Ich war auf diesen Tag wieder bestellt; allein ich fand nicht für gut, mich wieder einzufinden. Ich dachte, sonst war alles ruhig und still in dir, nichts störte dich in deinem Studieren, und

nun solche Aufwallungen des Bluts, solche Unruhen! Das kann unmöglich der richtige Weg zu deinem Glücke seyn! Ich blieb zu Hause bey meinen Büchern, und meine Unschuld war gerettet. Jünglinge, die ihr dieses leset, o möchtet ihr eben so glücklich seyn, als Bauerschubert, den Versuchungen des Lebens durch gehörige Selbstschätzung und Achtung auf euch selbst, auszubeugen!

Ich bin nun zu Ende mit den Selbstgeständnissen, die Bauerschubert so oft von sich selbsten machte. Was weiter folgt, weiß ich theils aus den glaubwürdigsten Zeugnissen seiner Mitschüler und anderer redlichen Männer, deren Aufmerksamkeit Bauerschubert schon in früher Jugend auf sich zog; theils hatte ich selbst Gelegenheit, da ich acht Jahre als vertrauter Freund an seiner Seite lebte, ihn in verschiedenen Lagen des Lebens zu beobachten, und seine vertrauliche Mittheilung über Ursache und Folge seines Benehmens, und seiner Handlungen, zu genießen.

Fast einstimmig ist das Urtheil von Bauerschuberts Mitschülern: „Er kam schon als ein recht guter Lateiner nach Münnerstadt, aber sein Aussehen war düster und sein Benehmen ungesellig, doch schimmerte immer unter seinen finstern Blicken ein und der andere kräftige Strahl von Menschenfreundlichkeit und Schuldlosigkeit des Herzens hervor. Der gute Erfolg, der mit ihm vorgenommenen strengen Prüfung, und noch mehr, der kleine Umstand, daß der Bruder Koch, Felix, sein Oheim war, machten, daß er bey aller seiner drückenden Armuth, im Kloster wohl gelitten war. Ein Umstand, den sonst

genaue Kenner der Klostersitten, nicht immer gefunden haben wollen.

Zu Münnerstadt war Bauerschuberts erster Lehrer, der in der That Hochwürdige P. Damian. Bauerschubert nannte ihn nie ohne besondere Achtung, und in den Schulannalen Münnerstadts ist Damians Andenken, als eines sehr guten Menschen und trefflichen Lehrers, unsterblich, so wie es noch in den Herzen seiner dankbaren Schüler lebt. Ein Unglück war es für Bauerschubert, daß er den Unterricht dieses Mannes nicht länger als sechs Monathe genießen konnte. Auf ihn folgten, bis er ad Rhetoricam kam, zwey andere, deren eben nicht mit Ehren Meldung geschehen kann; sie waren in der That erbärmliche Stümper, wie dergleichen immer noch auf protestantischen und katholischen Bildungsanstalten mit geschleppt werden, und so lange mit fort geschleppt werden müssen, als Barmherzigkeit gegen irgend einen armen Wicht, einen Grund abgibt, ihn zu einem Schulamt zu befördern, oder so lange die Obern Beförderung zu öffentlichen Ämtern für Gnadensachen ansehen. Erwähnte beyden Lehrer waren so unwissend, daß sie nicht einmahl ein Pensum zu corrigiren verstanden. Bauerschubert mußte ihnen immer nachhelfen. Er ertappte sie mehr als einmahl auf ihrer unverzeihlichen Unwissenheit, wo sie ihm seine echtrömischen Wortfügungen und Redensarten zu Fehlern anrechneten. Man kann sich leicht denken, was das auf ihn, und auf seine Mitschüler, für einen nachtheiligen Eindruck machte. Desto mehr Hochachtung flößten ihm aber P. Posidius Zitter, und P. Eustach

Nickels ein. Ersterer ist als rechtschaffener Mann und gelehrter Historiker allgemein geschätzt; letzterer erwarb sich um Bauerschubert ein besonderes Verdienst dadurch, daß er ihn mit neuen Schriften versah, weil er sonst mit nichts dienen konnte, besonders da der alte Oheim Felix, P. Eustachen dafür mit guten Kaffeh versah. So lohnte ein Dienst den andern.

Übrigens war Bauerschubert aus den oben angegebenen Ursachen, hier immer einsam, und von den gewöhnlichen Studenten-Gesellschaften gleichsam zurückgestoßen. Er entschädigte sich dafür auf seinen einsamen Spatziergängen, wo er oft die von den besten Dichtern geschilderten Naturscenen mit den Originalen zusammen hielt. Mit Entzücken sprach er noch in seinem höheren Alter von dem sogenannten Studenten-Brünnchen bey Münnerstadt und von dem romantischen Wiesengrunde nach Althausen, wo er oft in Schatten rastete. Hier stärkte er seine Liebe zur Natur und zur Unschuld des Herzens, worin ihn außer des Bruder Kochs sorgfältiger Aufsicht auf seinen jungen Vetter, auch sein eigenes Ehrgefühl erhielt.

In den Zeitraum, da Bauerschubert zu Münnerstadt den Studien oblag, kam einstmahls der Fürstbischof Franz Ludwig unsterblichen Andenkens, in Gesellschaft des jetzigen Domprobstes und Coadjutors von Dalberg nach Münnerstadt, die Schulen zu visitiren. Bauerschubert war eben damahls in Syntaxi. Herr von Dalberg ließ sich eine Geschichte erzählen. Als sie zu Ende war, rief er aus: Wer unter den Schülern getraut sich die hier deutsch vorgetragene Geschichte lateinisch

nachzuerzählen? Alles war stille. Keiner fühlte sich stark, dem guten lateinischen Ohr dieses bekannten Musenfreundes, Genüge thun zu können. Der unansehnliche Bauerschubert mit triefenden Augen allein erhob sich, und erzählte in sehr guten Latein die nähmliche Geschichte zur gänzlichen Zufriedenheit und zur größten Bewunderung der anwesenden hohen Gäste.

Von seiner Schreibart rühmten alle Lehrer auf dem Gymnasium einmüthig, sie habe etwas ganz Ungezwungenes und Fließendes. Es herrschte darin völlige Ungezwungenheit und eigentliche Natur, deren Liebling er war. Er konnte sich daher nie überwinden, von den Transitionen des Professor Adams, der sie seinen Schülern häufig dictirte, irgend einen Gebrauch zu machen. Sein eigenes feines Gefühl leitete ihn immer auf weit vorzüglichere Stücke, daher auch seine Pensa immer den Beyfall aller erhielten.

Sein moralischer Character war rein und untadelhaft. Von den sogenannten Studentensünden, die damahls in M. sehr im Schwang gingen, wußte er gar nichts. Bey seiner Abgeschiedenheit von allem vertraulichen und nähern Umgang mit seinen Mitschülern, wie hätte auch derselbigen Verderben zu ihm vordringen können? — Selbst seine Feinde vermochten nicht, etwas gegen ihn aufzubringen. In den Jahren, wo Bauerschubert Student in Münnerstadt war, war noch daselbst nach jesuitischen Vorgang, eine marianische Sodalität. Zur richtigen Bildung derselben ist ein Präsident, und zwey Assistenten erforderlich.

Zu diesen Ämtern sind nur allein allgemein anerkannte gesittete und tugendhafte Jünglinge geschickt. Die dazu fähigen werden von den Studenten selbst gewählt. Durch einstimmige Wahl aller seiner Mitschüler wurde Bauerschubert Präses. Ein untrieglicher Beweis, was für eine gute Meinung Bauerschuberts Mitschüler von der Tugend des ungeseligen Bauerschuberts haben mußten. Er war aber außerdem auch der Punct, auf welchen sich alle diejenigen zurückgezogen, die sich über das Mittelmäßige zu erheben suchten. Bey Bauerschubert suchte ihre Wißbegierde Rath und Unterstützung, und sie suchten sie nicht vergebens. Mit der größten Bereitwilligkeit willfahrte er jeden, wie es seine Kräfte gestatteten. Ohne Belehrung ging nie einer von ihm.

Bey so ausgezeichneten Fähigkeiten und Sitten, wollte man Bauerschubert für den Mönchsorden gewinnen. Nichts blieb unversucht, um seines Fangs gewiß zu werden. Vorzüglich benutzte man seine Armuth. Durch sie gedrängt, mahlte man ihm alle die traurigen Lagen vor, in welche er gerathen könnte, indeß er im Kloster, bis er außer demselben nur auf seine Selbsterhaltung ohne fremde Beyhülfe rechnen könnte, schon Professor seyn würde. Bauerschubert war unbeweglich. Er hatte, weil er die Kost im Kloster zu Münnerstadt hatte, tiefe Blicke in die Klostersitten und in die hinter diesen öden Klostermauern gewöhnliche Lebensweise gethan. Seine Denk- und Handlungsweise wollte sich nicht wohl mit der im Kloster gewöhnlichen reimen lassen. Auch das vermehrte seine Abneigung gegen den Mönchsstand: daß man von allen Seiten in ihn drang, und ihn mit Ge-

walt haben wollte. Er bog also immer mit der Entschuldigung aus, er kenne die Welt noch nicht. Wenn in den gewöhnlichen Vacanzen Bauerschuberts meiste Mitschüler sich allen Arten der Vergnügungen weihten, die sie nur in ihre Gewalt bekommen konnten: so weilte er in der freyen Natur, vergnügte sich am Vogelgesang, zerstreute sich durch die Jagd. Alle seine Vergnügen waren meistentheils mit Lectüre verbunden.

Endlich nahte der Zeitpunct heran, wo Bauerschubert die Klosterschule verlassen konnte. Mit den rühmlichsten Zeugnissen eines talentvollen, fleißigen und tugendhaften Jünglings, verließ er Münnerstadt, und kam auf die hohe Schule nach Wirzburg. Hier hebt sich ein neuer Abschnitt seines Lebens an; denn der Klosterstudent in der Hauptstadt des Landes und die meisten nasenrümpfenden Städter, in ihrem Betragen gegen einen armen rothäugigen Klosterschüler, lassen es an manchen merkwürdigen Situationen nicht ermangeln, in die nun Bauerschubert versetzt wurde, deren nähere Kenntniß den Freunden des Verstorbenen nicht unangenehm seyn wird. Herr Amtsvogt Schäfer zu Birnfeld hatte den jungen Bauerschubert zu Wirzburg in den sogenannten Zellerhof empfohlen. Hier war auf Fürsprache seines Gönners bey dem dasigen P. Amtmann gegen die Bedienung bey Tische, Bauerschuberten freye Kost und Wohnung zugesichert worden. Dieser Zellerhof war für Bauerschubert eine wahre Schule der Lebensweisheit. Er hatte hier Gelegenheit, eine andere Gattung von Mönchen kennen zu lernen, und zu bemerken, daß sie sich in jeder Kutte und unter jeder Tonsur, sobald der Mönch gegen den Weltmann steht, einander alle gleich sind. In

der Art sich zu benehmen und zu äußern, beweisen die vornehmen und reichern Orden, nur etwas mehr Feinheit und Geschmeidigkeit, als die Bettelmönche. Es ist natürliche Folge ihrer gewöhnlichen Erziehung und Lebensweise. Das allen Mönchen eigene Bestreben, den Clerus herabzuwürdigen, und sich dabey kein Mittel für unerlaubt zu halten, fiel ihm besonders auf. Er konnte es durch sein ganzes Leben nicht vergessen, und machte nachher seine Mitbrüder im Clerus aufmerksam auf seine Bemerkungen. Zugleich hätte es keine schicklichere Gelegenheit geben können, Bauerschubert den Eintritt in irgend einen Mönchsorden zu verleiten, als eben seine Aufwartung bey Tische im Zellerhofe, wodurch er auch mit der Klugheit ausgerüstet wurde, sein ganzes Leben hindurch gegen dergleichen Schlauköpfe zu verfahren, die weder seiner äußern noch innern Glückseligkeit schädlich werden konnten.

In der philosophischen Schule machte er Anfangs unter seinen Mitschülern eine erbärmliche Figur. Die aus den Mönchsschulen sah man damahls schon nur obenhin an; dazu kamen Bauerschuberts ungünstige körperliche Umstände und die drückendste Dürftigkeit, die aus seinem Anzuge überall hervorsah. Lauter Veranlassungen die ihm nicht zur sonderlichen Empfehlung dienen konnten. Mit diesen Vorurtheilen waren nicht allein die jungen Leute angesteckt, die einander darüber neckten, sondern manche Professoren wußten sie darin zu bestärken, anstatt sie zu bekämpfen. Denn wie lange ist es: daß dergleichen Studentchen von ihren Professoren noch hören mußten:

Du Heckenschüler, laß einmahl dein Mönch-Latein hören!"

Auf diese Weise wurden dergleichen Leutchen öfters äußerst beschämt und geplagt. Mit Bauerschubert änderten sich aber die Umstände bald. Er wurde nur so lange verachtet oder bemitleidet, bis er Gelegenheit fand, sich öffentlich vor der Schule hören zu lassen. Da verwandelte sich die Verachtung in Erstaunen und das Mitleid in Ehrerbiethung. Man merkte bald, welch achtungswerthes Talent unter diesem schlechten Aufzuge verborgen war; und daß auch aus Mönchsschulen recht brauchbare Schüler kommen können. Diese Umstimmung ging nicht bloß bey seinen Mitschülern in Wirzburg vor. Selbst der Professor nahm eine andere Sprache gegen Bauerschubert und seines Gleichen an. So weit änderte er die zeither in der Schule herrschende öffentliche Meinung durch seine Wissenschaften, als sein friedliebender, sanftmüthiger und schuldloser Character seinen Mitschülern sich nach und nach entwickelte, und erwarb ihm diese Bekanntschaft in der That die Hochachtung aller in einem vorzüglichen Grade.

Bauerschubert als Student der philosophischen Schulen zu Wirzburg, hatte nur ein einziges Ziel. Es war rastlose Erweiterung und Vervollkommnung seiner zeither erworbenen Kenntnisse, damit er ein recht brauchtbares Mitglied der gelehrten Republik werden möge. Um diese Axe drehte sich jede seiner Unternehmung, nichts hinderte ihn, nichts war vermögend, ihn zu zerstreuen. Auch selbst seine Aufwartung am Tische des gestrengen Herrn P. Amtmanns, machte ihm keine Störung. Er war ge-

wöhnlich in sich gekehrt, und recapitulirte bey sich die Sätze, der ihn schon bekannten und richtig verdauten Wahrheiten der Philosophie.

Folgender Umstand trug zu seiner Empfehlung in W. ungemein viel bey. Herr Prof. Schwab hatte die Gewohnheit, um sich mit seinen Schülern recht vertraut zu machen, ihnen bisweilen die Characterschilderung eines Philosophen des Alterthums vorzugeben, oder er vereinzelte dessen System, und gab es seinen Schülern als eine schriftliche Aufgabe, die sie alsdann zu Hause für sich auffassen, und weiter ausarbeiten mußten. Ein allerdings nachahmungswürdiges Verfahren, zumahl wenn die Ausarbeitungen nicht zu Hause, sondern gleich in der Schule gemacht werden müssen. Auch hier bewies Bauerschubert durch seine Ausarbeitungen, daß er besondere Aufmerksamkeit verdiene, und Herr Prof. Schwab schenkte sie ihm auch in einem vorzüglichen Grade; denn er gestand: daß unter allen seinen jetzigen und vorigen Schülern, Bauerschuberten noch keiner in der Ausarbeitung dieser Aufgaben an Richtigkeit und Feinheit des Ausdrucks, wie ers wünsche, gleich gekommen sey. Dadurch erwirkte Bauerschubert, daß Herr Schwab ihm seine ganze Aufmerksamkeit widmete, und ihn in sein Verzeichniß eintrug. Diese Aufmerksamkeit des Professors auf ihn, entging auch seinen Mitschülern nicht, und sie ahneten schon zum voraus, welches Glücks Bauerschubert am Ende des philosophischen Cursus, theilhaftig werden würde. Aber mitten in diesen frohen Erwartungen ging für unsern jungen Helden ein Unstern auf. Er wurde gefährlich krank, und weil er beym Anfang

auf den hartnäckigen Anfall seiner Krankheit, nicht Aufmerksamkeit genug verwendet hatte, war es schwer, das Übel zu besiegen, wenigstens wurde dadurch der Kampf langwieriger. Man hätte erwarten sollen, daß dieses lange dauernde Übel ihn an seinen Fortschritten in der Schule hindern würde. Das war aber hier der Fall nicht. Denn kaum war Bauerschubert genesen, so verdoppelte er seinen Fleiß, und ersetzte die durch die Krankheit verlornen Tage mit mühsam durchwachten Nächten; damit er ja das Versäumte wieder einhohlen möchte. Die Schlußprüfung am Ende des Schuljahrs, lieferte über das so eben Gesagte, den schönsten Beweis. Bauerschubert kam in Logica zur ersten Classe, weil damahls noch kein Primat war. Dadurch gewann er, daß im zweyten philosophischen Cursus Bauerschubert sich schon in eine solche Achtung bey seinen Mitschülern gesetzt hatte, daß ihn einige zum Repetenten annahmen, wozu er sich auch ohne Stolz bereitwillig finden ließ. Auch von dieser Arbeit wußte er Vortheil für seinen Geist zu ziehen. Denn durch das mehrfache Wiederhohlen prägten sich ihm die Lehrsätze mit ihren Beweisgründen, tiefer ein, und er erwarb sich eine Gewandheit in ihrem Vortrage. Zugleich aber erhielt er auch Gelegenheit, das unter den gewöhnlichen Studenten herrschende sittliche Verderben, in seiner ganzen Abscheulichkeit zu überschauen. Er selbst erinnerte sich oft mit Schaudern, daß er hier bisweilen auf Menschen gestoßen sey, die Sittlichkeit und Religion nach Grundsätzen bestritten hätten, und darauf ausgegangen seyen, das, was sie sich und andern zuvor hinweg sophistiret, auch hinterher in der That zur Norm

ihres Lebens zu machen. Mein guter Genius, pflegte er oft zu sagen, wachte über mich, daß ich dadurch nicht im geringsten schlimmer wurde, vielmehr zog ich den Vortheil davon, daß ich die ehrwürdigsten und heiligsten Wahrheiten von allen Seiten anzusehen, Gelegenheit hatte, und mit allen Gründen für und wider, recht vertraut wurde. Das einzige Böse, wenn man es anders mit Grund böse nennen kann, daß mir daraus zuwuchs, war: daß ich ein heftiger Disputant wurde; wodurch man so leicht zu den sogenannten gelehrten Klopffechtereyen Neigung bekommt. Ich möchte hinzusetzen, und daß durch dergleichen scharfe, ununterbrochene Ansicht der Gründe für und wider, wir weniger empfänglich für eine Art der Erwärmung durch Wahrheit, werden, die nicht nur an und für sich sehr wohlthätig ist, sondern uns auch zu einem gleichmäßigen Verhalten im Gutseyn und Rechtthun, antreibt.

Am Schlusse dieses zweyten Cursus kam Bauerschubert als Secundus philosophiæ Magister, in den Primat. Er hatte sich das Jahr hindurch, wie sonst allezeit, durch Fleiß und gutes Betragen ausgezeichnet, auch zuletzt durch ein gutes Finalexamen gekrönt, ob er gleich im Laufe dieses Jahres sich ganz allein überlassen war; denn er hatte weder von seinen Ältern, noch von irgend einem seiner Freunde und Verwandten, einige Unterstützung genossen. Man hätte vermuthen sollen, Armuth und Noth würden seinen rastlosen Fleiß abspannen, oder ihn drängen, denselbigen durch ein Klostergelübde zu entgehen. Es geschah aber keins

von beyden! Durch seine festen Grundsatze wich er auch den widrigsten Schicksalen aus; sein Fleiß und seine Rechtschaffenheit verschafften ihm Credit, von dem er ein halbes Jahr zehrte.

Ehemahls hatten die Jesuiten alle bessern Köpfe auf der Universität zu Wirzburg, für ihren Orden zu gewinnen gewußt. Es wurde daher vom Landesherrn die Verordnung getroffen, daß die besten in der Philosophie, wenn sie wollten, sogleich in das geistliche Seminarium aufgenommen werden mußten. Das ist noch gegenwärtig der Fall, wenn sich der Candidat nicht auf irgend eine andere Weise dieser Wohlthat unfähig macht. Bauerschubert machte, wie sein philosophischer Cursus geendigt war, sogleich von dieser Gnade Gebrauch, und begann nun seine Laufbahn im geistlichen Seminarium zu Wirzburg. So reich er an Tugend und Kenntnissen aller Art, für seine Jugend, war: so arm war er an allen Bedürfnissen, die ihm zur körperlichen Bedeckung und zur häuslichen Bequemlichkeit nöthig waren. Bey einem gutherzigen bürgerlichen Kaufmanne zu Wirzburg borgte er also, in Hoffnung auf die Zukunft, die ihm unentbehrlichen Kleidungsstücke, mit der Bedingung, daß er sie nur dann erst bezahlen dürfe, wenn es sich mit ihm besser schicken würde. Dank sey dem Edelmüthigen hier öffentlich für seine, Bauerschubert erwiesene Nachsicht und Güte, dargebracht!

Zu Bauerschuberts nothdürftigen Umständen kamen nun auch Schulden; dem ungeachtet war er immer heiter, und studierte unablässig fort; weil nur die Bildung seines Geistes und der Erwerb

mannichfacher Kenntnisse, die seinem künftigen Stande unentbehrlich wären, ihm die gerechte Hoffnung einzuflößen vermochten, letztere als ein ehrlicher Mann zu bezahlen, und aus erstern sich empor zu arbeiten. Um der Menschheit keine Schamröthen abzulocken, gestand er einst selbst, muß ich verschweigen, wie drückend arm ich oft gewesen bin. Der Gedanke an eine bessere Zukunft, ließ mich diese lästigen Gefühle überwinden, bey dem Bewußtseyn mir schon erworbener und auch noch künftig zu erwerbender Einsichten; und die Erinnerung an andere verdienstvolle arme Philosophen der Vergangenheit, erhielten mich aufrecht, wenn ich schon zu versinken wähnte.

Was Bauerschubert äußerlich schien, war er auch innerlich. Zufrieden und froh, nach Wahrheit dürstend, und stark, das erkannte Gute öffentlich zu bekennen und auszuüben. Grad und unverstellt sprach und handelte er überall. Manche hielten ihn deßwegen für unklug; aber die Achtung, die man der Redlichkeit überall immer zu zollen gedrungen ist, konnten sie ihm nicht versagen. Er hatte, man kann es mit Wahrheit versichern, keine Feinde, als solche, die sich von ihm übertroffen sahen, und klein genug dachten, ihn deßwegen anzufeinden, anstatt daß sie ihn hätten zu erreichen suchen sollen; oder eine gewisse Sorte von besondern Leuten, die andern zumuthen, ihr Wissen in sich zu verschließen, damit nur von ihnen gerühmt werden könne: daß sie gelehrt seyn!

Der Theologie war er nur sofern hold, als sie dazu dienen könne, die Menschheit überhaupt auf die Stufe von Vollkommenheit zu erheben, auf die sie nach

der gesunden Vernunft kommen soll. Lehrsätze, welche die Freyheit des menschlichen Geistes niederzudrücken drohen, waren ihm äußerst zuwider. Man fand ihn daher auch nur selten mit den alten Theologen der katholischen Kirche beschäftiget, wenigstens nur so lange, damit er der Verfassung des Priesterhauses gemäß, den Forderungen an ihn, ein Genüge thun konnte. Seinem Ausdrucke zu Folge, waren mehrere unserer ältern Theologen nur dazu da, das Gedächtniß zu überladen, und die menschliche Denkkraft zu verkrüppeln. Er hatte sich gewöhnt, jede Wissenschaft in dem Maße zu lieben, als sie mehr oder weniger gesunde und stärkende Nahrung für den Geist gewährte. So widmete er sich eine lange Zeit dem Griechischen, Hebräischen und Französischen; aber eben, weil er in dem Wahne stand, sie könnten ihn nicht Vortheile verschaffen, die er außer ihnen, nicht selbst schon in deutschen und lateinischen Schriften finden würde, stand er wieder von demselbigen ab, woran er aber, meines Dafürhaltens, sehr unrecht that. Mit einer unbeschreiblichen Begierde verschlang er die neuesten Tagesschriften: theils um sich Kenntnisse der Litteratur zu erwerben, theils um die theologischen Lehr- und Glaubenssätze der katholischen Kirche von einer Seite dargestellt zu finden, wo sie anwendbar zur Erweckung der Sittlichkeit gemacht werden könnten; um Aufhellung über schwierige Gegenstände mancher andern Wissenschaften zu finden, und seine Sprache zu bilden. Da er durch die Popularphilosophie seine erste b e s s e r e Bildung erhalten hatte, die seinen in einem überaus zarten Körper wohnenden Geist am angemessensten war: so war ihm das kein gemeiner Vorschub,

ein trefflicher Volkslehrer zu werden. Angelegenheit war es ihm, alle abstracte theologischen Wahrheiten aus den höhern Regionen, dahin der Geist der Ungebildeten nicht steigen kann, in das Gebieth der Volksvernunft herabzustimmen, und sie für dasselbige faßlich darzustellen. Den Beweis hierzu lieferten nicht nur seine Gespräche, sondern vorzüglich seine öffentlichen Vorträge an das Volk, z. B. die Predigt am Bittage, die der gegenwärtigen Sammlung von Volkspredigten beygedruckt ist.

Mit Sokrates glaubte er, daß der Mensch durch den lehrreichen Umgang mit andern am leichtesten seine bessere wissenschaftliche und sittliche Bildung erlangen könne. Darum schätzte er ein freundschaftliches Gespräch über irgend einen philosophischen oder theologischen Gegenstand höher, als ein Dutzend der gelehrtesten Streitschriften pro Cathedra vertheidigt.

Den Mangel an Religiösität unter den Lehrern derselbigen selbst, schrieb Bauerschubert größtentheils auf ihre vernachlässigte erstere Erziehung; dann auf den vielen Gedächtnißkram, mit welchen sie ihre Köpfe überladen, um beym Examen und öffentlichen Disputationen recht prunken zu können. Endlich meinte er auch, habe der Wust von Ceremonien Schuld, deren Beobachtung und Heilighalten den Mangel wahrer Religion, wie bey dem Pöbel, ersetzen soll, und nur zu oft bey schwachsehenden Obern für Religion selbst angesehen wird. Daher kam es, daß er immer mit der ganzen Verfassung religiöser Anstalten im Priesterhause vorzüglich gar nicht zufrieden zu seyn schien. Im Politischen, sagte er oft, sind zu viele Gesetze ein Beweis des kränklichen Zustandes des Staatskörpers; im

kirchlichen ists nun nicht besser, die allzuvielen Ceremo-
nien, und die Erziehung der künftigen Volkslehrer, sie
nach dem Tact vormachen zu können, worauf immer
mit aller Schärfe gedrungen wird, sind der handgreif-
lichste Beweis, in welchem Zustande sich die Religion
befinden müsse. Man wundere sich daher nicht, fuhr
er fort, wenn die meisten katholischen Geistlichen ent-
weder Abergläubige oder Unglaubige, entweder Hei-
den oder Juden sind. Sie verfehlen den Mittelweg auf
dem sie friedlich einher wandeln sollten.

Bey den Herren im priesterlichen Talar ist gewöhn-
lich Verschlossenheit immer an der Tagesordnung. Sie
werden im Geiste des Pharisäismus gemeinhin von
ihrem Entschlusse zum geistlichen Stande an, gewöhnt,
etwas anders zu scheinen, als sie in der That sind.
Bauerschubert konnte bey seinem offenen, biedern Cha-
racter, hierzu nicht gebracht werden. Verstellung und
Häucheley floh er wie die Pest. Ich trug, sagte er oft
laut, schon von meiner früheften Jugend an, den er-
klärtesten Haß gegen alles Mönchthum im Herzen; ich
schlug deßwegen alle mir von Mönchen gemachte Ein-
ladungen und Anträge zu ihrem Stande, aus, und
hier im Priesterhause, wo ich zu einem Lehrer der Chri-
stusreligion gebildet werden will, muß ich mich wie ei-
nen Mönch abrichten lassen; denn ist nicht die ganze
Verfassung des Priesterhauses m ö n ch i s ch? Hat
nicht selbst die ehrwürdige Christusreligion durch das
Mönchsthum und viele seiner G e n o s s e n, den un-
bequemen Zuschnitt desselbigen erhalten? Da sie in
d i e s e m Aufzuge beynahe das Gespötte der hellse-
henden geworden ist; wie kann man erwarten, daß
sie noch durchaus als ehrwürdig erscheine? Man gebe

ihr doch um Himmelswillen ihre ursprüngliche Einfalt wieder! Man lasse sie in ihrer ersten reitzenden Gestalt hervortreten; man erziehe in dieser Hinsicht ihre Priester zu Volkslehrern, und gewiß, es wird Aberglaube und Unglaube manche seiner haltbarsten Stützen verlieren, die bey der jetzigen Einrichtung immer mehr an Haltbarkeit und Dauer zu gewinnen scheinen."

So hell sah Bauerschubert schon im Priesterhause zu Wirzburg; so gereift waren schon seine Urtheile! So unverhohlen erklärte er sich über Gebrechen und die Mittel, durch die geholfen werden muß, wenn es anders besser werden soll. Schon als Jüngling war sein Blick heller und durchdringender, als Manche in ihrem ganzen Leben nicht sehen lernen. Es war ihm unverbrüchlicher Grundsatz, nie seiner Überzeugung entgegen zu handeln, und ihr auch dann zu folgen, wann vielleicht das Gegentheil für ihn mit der Zeit daraus entspringen sollte. So wurde sein Character fest, und seine Denkart consequent. Der Kampf mit Gefahren ist schwer, wenige bestehen ihn im männlichen Alter. Thue daher bey Zeiten, was du thun sollst, war immer Bauerschuberts Losungswort. So sprach, so handelte er aber auch, und er bereuete es auch da nicht, als sich ihm der unwiderstehliche Gedanke an Tod und Ewigkeit aufdrang.

Viele der jungen Zöglinge stehen 2, 3 Jahre im Seminarium, ohne eigentlich zu wissen, worauf es bey der Religion überhaupt, und insbesondere beym Christenthume, ankommt. Bauerschuberts Umgang und belehrende Gespräche, verhalfen Manchen früher zu dieser Einsicht. Die Richtung, die Bauerschuberts Geist genommen hatte, und die er

auch andern zu geben suchte, konnte freylich seinen Obern nicht lange unbekannt bleiben, und diese Bekanntschaft gereichte eben Bauerschuberten nicht zur sonderlichen Empfehlung bey ihnen. Man sagte laut: der Mann ist unklug, „er will wider den Strom schwimmen.“ Zugegeben, daß dieß wirklich wahr gewesen sey: so handelte er doch gewiß in sofern edel und rechtschaffen, daß er kein Häuchler war, und seiner erlangten Überzeugung ohne Menschenfurcht und Gefälligkeit folgte. Eben diese Denk- und Handlungsweise hätte aber auch zugleich seinen Obern Bürge seyn können, daß man von ihm nichts Nachtheiliges zu fürchten habe.

Unter diesen und ähnlichen Wirkungen verlebte Bauerschubert im Priesterhause 3 Jahre und 5 Monathe, als er in das adelige Seminarium als Vicepräfect der adeligen Jünglinge, versetzt wurde. Dieser Platz war in der That wohl gewählt, und Bauerschubert ganz angemessen, um denjenigen Nutzen wirklich stiften zu können, den man von einem Subjecte seiner Art erwartete. Oft hatte er im Stillen, bey dem, was er von dem herrschenden Geiste und Sitten des fränkischen Adels zu sehen und zu erfahren Gelegenheit hatte, gewünscht, daß dieser Stand eine bessere Richtung, und jener mehr Reinheit und Milde erhalten möchten. Nun war ihm die Gelegenheit gegeben, nach seinem Vermögen hierzu etwas beyzutragen, und seine Bemühungen krönte der beste Erfolg. Diejenigen, welche durch ihn nicht nur in der Denkart, sondern auch in der Handlungsweise veredelt worden sind, werden zu keiner Zeit Veranlassung haben, es zu bereuen, daß Bauerschubert ihr Lehrer und Freund war. Aller Ed-

len Achtung und Liebe erwarb er sich; der Häuchler und Bösewicht, der das seiner Natur nach nicht bewirken konnte, fürchtete sich doch wenigstens vor ihm.

Die Zeitereignisse machen gewöhnlich den stärksten Eindruck auf das Gemüth des Weltbürgers. Diese Eindrücke biethen sich unwillkürlich dem Verstande und der Urtheilskraft, als Stoff zur Bearbeitung dar, und wo der junge Weltbürger angewiesen wird, sich auf eine zweckmäßige Art hieran geschäftig zu beweisen, wird derselbe in seinen verschiedenen Geistesanlagen am sichersten bearbeitet und ausgebildet. Das Reflexionsvermögen entwickelt sich dadurch zu einem immer wachsenden Grade der Vollkommenheit, und wird geschickt, die hier im Denken gewagten Versuche, auf jeden andern Gegenstand mit glücklichem Erfolg anzuwenden.

Das war bey Bauerschubert Maxime, und er folgte ihr gern zur Bildung der ihm anvertrauten Zöglinge. Darum machte er gern bey Tische, mit Männern von vorzüglichern Kenntnissen, die Zeitereignisse zum Gegenstand der Unterhaltung; sie war um so anziehender und öfterer angeknüpft, als die damahligen Weltereignisse in der Geschichte ausgezeichnet und in die Verhältnisse der mancherley Stände eingreifend waren. Er glaubte also: daß die damahligen Behauptungen der Machthaber i n und a u ß e r Frankreich, von allen Seiten angesehen und betrachtet werden müßten, um die Urtheilskraft daran zu üben, und den Scharfsinn zu prüfen. Sein Zweck wurde erreicht. Aber wie die damahligen Zeiten das Übel gebaren, daß, wie weiland eine Jesuitenriecherey, also auch durch ganz Deutschland eine epidemische Democraten-

riecherey entstand; so wurde Bauerschubert in seinen Gesprächen von heimlichen Laurern auch von allen Seiten beschniffelt, und endlich des Democratismus äusserst verdächtig geachtet und verurtheilt. Man weiß leider! allzuwohl, was ein solches grimmiges Endurtheil der herrschenden Parthey oft auf den unglücklicher Weise Verurtheilten im süd- und nördlichen Deutschland für einen schädlichen Einfluß hatte. Gerade so und nicht anders, ging es auch hier. Bauerschubert wurde späterhin deßwegen seines sehnlichen Wunsches, wirklicher Präfect im adeligen Seminarium zu werden, nicht gewährt, sondern er mußte — im Jahre 1792 gegen drey Könige aufs Land als Capellan nach Hausen bey Fährbrück im Wirzburgischen Amte Arnstein wandern!!

Während seines Aufenthalts im adeligen Seminarium schrieb Bauerschubert den größten Theil seines Erbauungsbuches. Er zeigt: daß sein eben erwähntes Verfahren zur festern Bildung seines Geistes ungemein viel beygetragen haben müsse. Während dieser Zeit wagte er es auch, ansehnlichen auswärtigen Gelehrten seine Freundschaft anzutragen, und sich über den Gang seiner Studien, und über die besten Hülfsmittel zu erkundigen. Er that selten eine Fehlbitte. Es wurden seine Briefe und Wünsche von den allermeisten mit Achtung und Liebe aufgenommen. Um diese Zeit schrieb er auch verschiedene Aufsätze in vaterländische Journale, die seinem Kopfe und Herzen Ehre machten, deren vielleicht einige derselben mitgetheilt werden sollen, die des Druckes würdig sind. Da er im adeligen Seminarium auch den Auftrag hatte, die akademische Predigerstelle eine Zeit lang zu versehen,

und

und die studierende Jugend zweckmäßig zu erbauen: so übte er sich auch in dieser Art des Vortrags. Wie gut er sich seines Auftrags zu entledigen und das Zutrauen seiner Obern zu erwerben wußte, das bezeugen nicht nur die aufrichtigen Geständnisse redlicher Professoren, die seinen Vorträgen beywohnten, sondern auch die Briefe verschiedener Studenten, die ihm ihre Dankgefühle über seine Belehrungen und bey ihnen gewirkte Empfindungen ausdrückten; an einigen hier mit angehängten Proben, wird jeder unpartheyische Lehrer sehen können, ob sich mein Urtheil rechtfertigen lasse oder nicht.

Bauerschubert finden wir nun aus jenem ihm angemessenen Wirkungskreise herausgerissen, wie ich schon oben erwähnte, und aufs Land als Kapellan versetzt. Kein empfindlicherer Streich hätte seinem gefühlvollem Herzen gespielt werden können, der ihm desto schmerzlicher fiel, je gewisser er von der Reinheit und Unbefangenheit seines Gesuches und Wunsches, hier viel Gutes zu wirken, überzeugt war. Selbst die adeligen Jünglinge, denen er auf diese Weise entzogen wurde, hingen ferner mit ganzem Herzen an ihn, und beklagten sich laut, an ihm einen so treuen Lehrer und Freund entbehren zu müssen. Einige begleiteten ihn daher bis auf seinen neuen Posten, trugen die Kosten der Reise für ihren Freund und Lehrer, und erbathen sich auch abwesend durch Briefe mit ihm in fernerer Verbindung bleiben zu dürfen, weil sie von seinem väterlichen Rathe hofften, daß sie zu ihrer fernern Bildung manchen vortheilhaften Gebrauch machen und diese schriftliche Unterhaltung für sie nützlich seyn würde. Bauerschubert ließ sichs

auch angelegen seyn, hierbey den lobenswürdigen Wünschen seiner jungen Freunde zu entsprechen, und die Briefe von ihm werden von manchen noch wie Heiligthümer von dem Empfänger aufbewahrt. Sie sind redende Beweise seines edlen und aufrichtigen Herzens und seines hellen Kopfes; der Geist wahrer Freundschaft athmet darin, und sie werden auch jetzt noch im höhern Alter nicht ohne Nutzen von ihnen gelesen. Von dieser zärtlichen Verbindung mit seinen Schülern schrieb sichs her: daß Bauerschubert, obgleich aufs Land verwiesen, doch die Hoffnung nicht aufgab, zu ihnen einst noch als Präfect zurück zu kehren. Er wandte sich auch deßhalb mit aller geziemenden Ehrfurcht an alle die Männer, die seinen eifrigen Wünschen Vorschub zu thun im Stande waren; aber vergeblich; denn seine Feinde hatten ihm nun einmahl die rothe Jakobinerkappe aufgesetzt, das war genug, gegen alle seine Bitten taub zu seyn und zu bleiben. Wie ungerecht diese Beschuldigungen waren, hatte Bauerschubert nicht nur durch seine mündlichen Vertheidigungen dagegen, und durch seine in diesem Zeitraume verfertigten Aufsätze bewiesen, sondern vorzüglich durch die bescheidene Ablehnung des Rufs, der von Straßburg aus an ihn ergangen war, Regens des geistlichen Seminariums daselbst zu werden. War er wirklich der, wofür ihn seine Feinde erklärten, wie willkommen hätte ihm nicht ein solcher Ruf seyn müssen? Allein er war nichts weniger als ein Jakobiner; ob ich gleich nicht läugnen kann, daß bey den Bedrückungen der Völker von vielen despotischen Regenten, noch mehr aber von den Unterobrigkeiten, sein gerechter Eifer stark für die Rechte

der Menschen und der Völker entglühte, aber sein sanftes Herz war nicht blutdürstig; seine natürliche Schüchternheit bürgte für alle Arten von nachtheiligen Explosionen; denn es war sein erster richtiger Grundsatz, den er immer selbst öffentlich äußerte und lehrte: „daß wenn bey den mancherley Mißbräuchen, die hier und da herrschten, wahrhaftig gebessert werden solle: so dürfe es nicht in Drang geschehen, oder mit Sturm. Es ist dann bey aller menschlichen Klugheit unvermeidlich, daß nicht mehr Gutes zu Grunde gerichtet werde, als durch die stürmische Veränderung gebessert werden kann. Zum Verbessern gehört eine ruhige Verfassung des Gemüths, ein kalter Überblick der Gründe und Gegengründe; ein bedachtsames Abwägen der Umstände, Personen und Sachen, unter welchen die Veränderung zur Besserung geschehen soll. Da muß Drang und Sturm ganz entfernt bleiben, oder es mißräth, wie uns die Beyspiele unserer Tage lehren.

In dem neuen Posten, als Kapellan zu Haussen, konnte Bauerschubert anfänglich gar nicht mit sich zufrieden werden, und das Landleben ekelte ihn jetzt an, so sehr er sonst die Vorzüge desselbigen zu schätzen wußte. Die Ursachen dieser unerwarteten Erscheinung und Veränderung waren: seine Sehnsucht nach seinen Zöglingen im adeligen Seminar, und die nur zu deutlich vor Augen stehende Überzeugung: daß er dort ungleich mehr Gutes hätte wirken können, als hier auf dem Lande. Denn, daß seinem Genie und Herzen die Lage als Lehrer unter sittlich guten, höherer Bildung empfänglicher Jünglinge, und bey den Vorzügen, die zur Selbstbildung der Umgang in

der Hauptstadt, und die mannichfachen litterarischen Hülfsmittel gewähren, weit erwünschter und angemessener war, als auf dem einsamen Dorfe, entfremdet von allen litterarischen Nachrichten und Hülfsmitteln, und unter einer rohen Art von Menschen, auf die so schwer und gar langsam zu wirken ist, braucht wohl keiner umständlichen Erörterung. Dazu kam, daß sein Äußeres, weil er sehr klein, von zartem Körperbau war, und eine schwache Brust und Stimme hatte, auf seine, auf persönliche Figur viel deutende Zuhörer, bey seinen Vorträgen anfänglich gar nicht den Eindruck machte, den er im Seminarium gewohnt war. Das Volk in der Stadt wie auf dem Lande, nimmt gemeiniglich den Maßstab zu allem in den Beurtheilungen des Redners, vom Äußerlichen, und von dem Ebenmaße eines wohlgewachsenen Körpers, eines glatten Gesichts, und einer melodischen starken, sich einschmeichelnden Stimme. Wie dieß die Erfahrung in allen, auch den protestantischen Ländern, und besonders in denen, lehret, wo die Wahl der Geistlichen vom Volke abhängt.

Alles das fanden sie nun bey Bauerschubert nicht in einem vorzüglichen Grade. Endlich fehlte Bauerschubert, gleich allen jungen Anfängern, auch dadurch, daß er bey seinen Vorträgen an das Volk, alte eingewurzelte Vorurtheile mit zu kaustischer Lauge auf einmahl wegzubeitzen suchte, was nur nach und nach, und bey alten verkrusteten Köpfen so wenig geschehen kann. Dadurch wurde ein großer Theil seiner Zuhörer mürrisch und übellaunig. Der starken Macht seiner Vernunftgründe hatten sie nichts bewährtes entgegen zu setzen; sie halfen sich also durch

Sticheleyen, und die auch nach seinem individuellen Geschmack veranstalteten liturgischen Einrichtungen, waren nicht nach dem Gewohnheits- und Fassungsvermögen des katholischen Landmanns, genau genug berechnet. Fast gerathe ich in Versuchung, zu diesen Ursachen, warum es Bauerschubert an seinem Orte nicht gefiel, und er seinen Filialisten nicht gefallen wollte, die große Dürftigkeit zu rechnen, mit welcher er noch in Rücksicht seiner häuslichen oder öconomischen Lage zu ringen hatte, und seinen Aufenthalt bey einem Pfarrer, der allgemein im Rufe eines Despoten gegen seine Kapelläne, stand. Letzteres war für Bauerschuberts fesselfreyen Geist, keine geringe Pein, und ersteres ist eine gewöhnliche Erscheinung da, wo der Landmann, wie das der Fall in dieser Gegend ist, unter die Wohlhabenden gerechnet zu werden verdient. Wenn die Pfarrer, Kapelläne und Schullehrer so arm sind, nicht so üppig essen, nicht gastfrey seyn, und sich nicht so vorzüglich kleiden können: so scheinet ein Mangel an Zutrauen gegen sie einzutreten, und alles Ansehn sich zu vermindern. Sie benehmen sich denn immer gegen ihn, als wenn sie sagen wollten: was wird uns der arme, nahrung- und kleiderlose Wicht geben können, das wir nicht schon weit besser besitzen! Sie schließen vom Leiblichen auf das Geistige fort, und dieser Schluß wirkte in dem besondern Fall bey Bauerschubert desto kräftiger, je dürftiger seine eigenen Vermögensumstände, und auf diesem seinem Posten seine Besoldung war, und je weniger für ihn aus ebenberührten und noch mancherley Ursachen, auf geraume Zeit eine gün-

stigere Aussicht zu Wendung seines harten Geschicks, zu hoffen war.

Wenn man billig zu seyn gelernt hat, so wird man wohl fühlen: daß die Hälfte der angeführten Ursachen schon hinreichend gewesen wären, vielen andern Menschen das Leben äußerst zu verbittern, sie von ihrer gewohnten Thätigkeit abzuspannen, sie menschenscheu und verdrossen zu machen. Das war aber der Fall bey unserm Bauerschubert nicht. So unbequem ihm seine Lage war: so suchte er bloß, da er vergeblich wegzukommen flehte, sich durch sich selbst seine Lage erträglicher zu machen.

Er studierte das Landvolk und vorzüglich seine Kirchkinder, und gewöhnte sich nach und nach seine Religionsvorträge ihrem auch mehr und mehr bekannt werdenden Maße des Verstandes anzupassen; gegen ihre Vorurtheile ging er nun langsamer und mit mehr Schonung zu Werke, und seine neuen liturgischen Einrichtungen versparte er, bis er sich erst in ihrem Vertrauen fester gesetzt haben würde. Das Volk sah sein Anschmiegen und seine Bemühung, sich zu seiner Fassungkraft herabzulassen, mit Wohlgefallen; es sah, was ihm noch mehr gilt, durch längern Umgang seinen geraden biedern Sinn, und sein aufrichtiges Herz; es bemerkte sein Bestreben, das Volk verständig, gut und besser zu sehen, und die bey jeder Veranlassung sich zu Tage legende Theilnahme an seinem Schicksal, und es ließ seinen Eifer und seine herzliche Theilnahme an die drückende Lasten ganz und gar nicht unbelohnt. Es schenkte ihm Vertrauen, Liebe und Achtung, wie sie wenige seines Gleichen in so kurzer Zeit zu erwerben im Stande gewesen seyn möch-

ten. Da nun eines der wichtigsten Hindernisse zur Zufriedenheit Bauerschuberts auf dem Lande gehoben war: so suchte er auch nach und nach den übrigen zu begegnen. Es fiel ihm nun nicht mehr so schwer, sich der Hülfsquellen zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, wie ehemahls in der Hauptstadt leichter geschehen konnte, auch hier zu bemächtigen; er lernte sich mehr in sich selbst zurückzuziehen und aus sich selbst zu schöpfen. Der schon in seiner Seele liegende Vorrath wurde mit mehr Muse und anhaltenden Fleiße bearbeitet, und sein Augenmerk richtete sich mehr auf die Sitten und Gebräuche des Volks, unter dem er nun zu leben gezwungen, und auf das er zu wirken bestimmt war. Während dieser Übungen kam sein angefangenes Erbauungsbuch zu Stande, in welchem sich eigentlich der Abdruck seiner damahligen Grundsätze und Gesinnungen nach einem kunstlosen Erguß seines Herzens befindet. Er hatte dieses Buch vorzüglich zur Erbauung denkender junger Leute bestimmt, deren Achtung und Liebe für Religion durch das ewige einerley der gedankenlosen Ceremonien und durch das Leere der äußerlichen Gebräuche, gelitten hatte. Wenn man von diesem Standpuncte aus, dieses Werk seines Geistes betrachtet: so wird sich auch vieles von dem Anstößigen verlieren, das viele steifgesinnte Katholiken darin finden wollten und finden müssen. Bey einem längern Leben und einer zweyten Auflage, würde er auch gewiß die ihm hierüber freundschaftlich mitgetheilten Belehrungen benutzt und die noch hier und da eingeschlichene Flecken wegzuwischen gesucht haben. In den Wirzburgischen gelehrten Anzeigen, noch mehr in der Salz-

burger und Jenaer Litteraturzeitung wurde indeß dieses anonymische Erbauungsbuch mit großen Beyfall aufgenommen; so wie man auch mit ungeheuchelter Wahrheitsliebe bekennen muß: daß der schon etwas gebildete katholische Christ es nie ohne Erbauung aus der Hand legen wird. Desto auffallender war das Verfahren eines gewissen Dechants, der bey einer Kapitelsvisitation die Rede auf dieses Buch mit Bauerschubert brachte, und ihm ohne alle Complimente ins Angesicht sagte, daß die Recension über sein Buch ganz anders ausgefallen seyn würde, wenn er, Dechant, sie zu verfertigen gehabt hätte. Überhaupt, setzte dieser ungenannte Dechant bey, untersage er ihm (B.) im vollkommnen Ernste, fernerhin einigen Gebrauch von Kants Moralprincip in seinen öffentlichen Vorträgen an das Volk zu machen: er möge — fuhr Dechant fort — das Glückseligkeitsprincip nur eifrigst studieren, und er würde sich unbefangenermaßen überzeugen, daß es das allein wahre, und dem Volke allein angemessene sey. — Was brauchts also weiter Zeugniß? — Bauerschubert ließe sich indeß durch dergleichen leidenschaftliche Urtheile nicht irre machen, ob ihm gleich das Kränkende in dergleichen Machtsprüchen immer nahe ging, seinen Einsichten zu folgen; vielmehr stärkte ihn das in erwähnten kritischen Blättern erhaltene Lob zu neuen Versuchen.

Eben trat auch wieder ein anderes glückliches Ereigniß ein, wodurch eins von den Hindernissen besei-

tiget wurde, die Bauerschubert den Aufenthalt unangenehm machten. Er gelangte zu einer etwas einträglichern Station; indem sein Nebenkapellan zur Pfarrey befördert wurde. Diese erweiterten Einkünfte verwendete er auf den Ankauf einiger neuer Schriften, um mit seinem Zeitalter einigen Schritt zu halten. Salzmann war sein Wegweiser, wie und auf welche Weise man zum Volke sprechen sollte. Er gab sich Mühe, in derselben Manier vor seinen Kirchkindern aufzutreten; und es gelang ihm auch nicht übel, da er schon von Natur hierzu die besten Anlagen hatte. Bey fortgesetzter Arbeit in diesem Fache, bemerkte er nur allzuleicht den Mangel guter Predigten im populären Tone, in der katholischen Kirche. War sein Erbauungsbuch im gelehrten Publico so gut aufgenommen worden: so konnte Bauerschubert zum voraus sich schmeicheln, daß auch Predigten von ihm, demselben nicht mißfallen würden, um so mehr da ihm verständige Kunstrichter schon mehrere Mahle ihren ungeheuchelten Beyfall geschenkt hatten. Er wagte es daher, einen Beytrag zu versuchen. Er arbeitete zu dem Ende mehrere seiner gehaltenen Predigten ins Reine, um sie ohne Beysetzung seines Nahmens drucken zu lassen. Allein seinen Verlegern und deren Kritikern gefielen diese so wohl, daß sie ihn ermunterten, nicht nur einzelne, sondern einen ganzen Jahrgang mit Beysetzung seines Nahmens, ihnen im Verlage zu überlassen. Einen ganzen Jahrgang zusammen zu bringen, fiel Bauerschubert eben nicht schwer, da er immer seine Predigten mit Fleiß und Sorgfalt zu Papier gebracht hatte. In diesen Predigten arbeitete er besonders dahin, die Denk- und Handlungsweise

des Volks zu verbessern. Sie hatten vor einer aus mehrern angränzenden Pfarreyen bestehenden Gemeinde, ihren Zweck nicht verfehlt; sie erhielten auch im großen Publikum den Beyfall, den sie verdienten, und stifteten wahre Erbauung. Alle unbefangene Zuhörer, ohne Ausnahme, rühmten das von ihnen; nur die pharisäisch gesinnte Geistlichkeit schüttelte, wenn sie Bauerschubert gehört oder nachher seine Arbeiten gelesen hatte, die Köpfe; hatte auch je zuweilen ihren Spott über die vorgetragene Sittenlehren, weil sie selten vor dem katholischen Publikum zur Sprache kommen. Das ging so weit, daß einer!! — prophezeyte: wenn Bauerschubert als Pfarrer so zu predigen fortfährt: so wird er noch von den Bauern todtgeschlagen werden. Das Lob und der Beyfall unpartheyischer und denkender Weltleute, konnte wohl Bauerschubert weit dafür entschädigen, aber es konnte doch nicht anders kommen, als daß dergleichen pöbelhafte Reden in dem Munde eines Priesters, ihn tief kränken mußten.

Während der sechs Jahre, als Bauerschubert Kapellan auf dem Lande war, kam an ihn das Katechisiren nur gar selten; allein durch die wenigen Katechisationen die er hielt, verrieth er: daß er vorzügliche Anlage zu diesem Geschäfte habe, und gab die schönste Hoffnung von sich: daß er in der Zukunft auch für dieses Fach der pfarrlichen Geschicklichkeit, etwas zu leisten vermöge. Hätte ihn der Tod nicht so früh ereilt: so würde er das Fach der Liturgie noch durch mancherley Arbeiten bereichert haben. So bearbeitete er Betrachtungen zum Gebrauch der Chri-

sten beym Besuch des Kreuzwegs Jesu Christi, die vielleicht dieser Sammlung seines Nachlasses angeschlossen werden können. Er entwarf Gebethe zum Gebrauch für die zum ersten Mahl kommunizirende Jugend. Über der Ausarbeitung dreyer Formulare zu Copulationen, 1) für Bauersleute, 2) für Bürgersleute des Mittelstands in Städten, und 3) für Civilbeamten aller Classen, starb er.

Als Bauerschubert von der Stadt auf das Land gekommen war: so schätzte er den Umgang mit Bauern ungemein. Denn er bemerkte, daß sich durch Gespräche und gutes Beyspiel am kräftigsten auf die Denk- und Handlungsweise des Landsmanns wirken lasse. Die Erfahrung lehrte ihn in der Folge, daß es nicht gerathen heiße, ihm sein besonderes Vertrauen zu schenken, weil er nur zu leicht gegen Vertraute die schuldige Achtung vergißt. Den Umgang mit Schullehrern, besonders wenn es Männer von gesundem Verstande und unverdorbenen Herzen waren, zog er oft dem Umgange mit Geistlichen vor, wenn sie nicht edler und von einiger aufgeklärten Denkart waren. Man kann nichts von ihnen lernen, äußerte er oft, und zur Besserung auf sie wirken zu wollen, darf man gar nicht wagen. Seinen Umgang machte er für die Schullehrer nicht nur belehrend, sondern er suchte sie auch in dem ihnen unentbehrlichen Ansehen beym Landmann und seinen Kindern zu bestärken, der durch den Umgang mit dem Geistlichen, seinen Schullehrer geehrt fühlt.

Wegen seiner Gradheit, Wahrheit und Menschenliebe, war Bauerschubert fast durchgängig geschätzt. Da er nun einmahl bey seiner Obrigkeit von

einem Ungenannten verklagt wurde, daß er stets mit Bauern umgehe; war seine Rechtfertigung kurz diese: „Ich lebe auf dem Lande, und fühle hier den „Trieb zur Gesellschaft eben so, wie die Herren in „der Stadt. Die Männer, mit denen ich umgehe, „sind zu N. N. N. An Kopf und Herz übertreffen „sie manchen Kirchenprälaten. Was kann ich dafür, „daß ihnen das Schicksal noch keine Ordensbänder an „ihre Röcke knüpfte! Dann würde ich nicht mehr mit „Bauern, sondern eben mit Geadelten Umgang „pflegen."

Im Umgange zu seines Gleichen, war er immer aufrichtig und menschenfreundlich, ohne Falschheit; seinen Freunden ein Freund, im echten Sinne des Worts. Außer der Lektüre waren seine Vergnügungen Jagd, Spatziergänge, Clavierspielen, Hunde, Vögel, und der Aufenthalt in der freyen Natur. Seinen eigenen Grundsätzen zuwider, hatte er sich fast zu stark an seine Hunde und an seine Vögel gewöhnt; denn wenn diese hernach litten oder starben, so litt sein Empfindungsvermögen durch Theilnahme an ihrem Schicksale, sehr stark, da sie freylich mit zu seinen Hausfreunden gehörten. Die gewöhnlichen Vergnügungen der Cleriker, als Spielen, Saufen, von einer Gasterey zur andern umher laufen, Mährlein tragen, und dergleichen, liebte er gar nicht. Er war vielmehr ein Feind, dieser Zeit und Geist tödtenden Unterhaltungen. Sie leisten das nicht, was dem Studierenden nach erlittener Anstrengung und Abspannung, Bedürfniß und Erhohlung ist, und sind gemeiniglich mit zu vielem Sitzen wieder verbunden,

ohne auch den Geist angenehm zu unterhalten und zu zerstreuen.

Sein Studieren durfte er seiner schwachen Leibesbeschaffenheit wegen gewöhnlich nur 2 bis 3 Stunden nach einander fortsetzen. Dabey hatte er die Gewohnheit, sich die Hauptgedanken eines Buchs, das er sich durch zu studieren vorgenommen hatte, allzeit auszuzeichnen, und hinterher nach der ihm eigenen Methode zu bearbeiten. Dieser Verfahrungsweise, verdankte er größtentheils seiner Leichtigkeit in Verfolgung und Erweiterung eines Vortrags oder eines gelesenen Hauptsatzes. Wenn Zeitereignisse oder lehrreiche Gespräche in Gesellschaften einen fruchtbaren Gedanken in ihm geweckt hatten: so gab er ihn nicht sogleich wieder auf, sondern trug ihn so lang mit sich herum, bis er ihn auf das sorgfältigste zu benutzen im Stande war. In seinen Predigten nahm er immer die herrschende Fehler des Volks zum Gegenstand. Man wird bey genauer Erwägung der von ihm gedruckten Predigten unverkennbar bemerken, daß sie immer dem Zeitalter genau angepasset sind. Eine Maxime, die ich den Predigern der katholischen Kirche nicht genug empfehlen zu können glaube. Gemeinplätze verabscheute er in seinen Vorträgen, denn er war zu sorgsamer Beobachter, als daß er nicht hätte bemerken sollen: das alltägliche und gewöhnliche zieht die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht auf sich, und kann auch nicht bessern. Es hindert also die wesentlichen Absichten von dergleichen Vorträgen. Seinen eigenen Geständnissen zu Folge machte ihn bey Bearbeitung seiner Predigten die Erfindung des Hauptsatzes immer die allermeiste Mühe.

War er hierüber einmahl mit sich selbst einig: so war die Bearbeitung des aufgefundenen Hauptsatzes gemeiniglich in einem Tage vollbracht.

Außer den Arbeiten seines Berufs, beschäftigten ihn am meisten das Lesen neuer Schriften und ihm aufgetragene Rencensionen für die Wirzb. gelehrten Anzeigen, für die Salzburger Litteraturzeitung und verschiedene Aufsätze, die er in in- und ausländische Zeitschriften, das Journal von und für Deutschland vom Herrn von Bibra herausgegeben, das Journal von und für Franken, den Fränkischen Merkur, der Deutschen Volkszeitung u. a. m. lieferte.

Bauerschubert suchte von seiner frühesten Jugend an heftigen Gemüthsbewegungen auf das aller sorgfältigste auszuweichen. Er fand, wie er hierüber seinen Freunden oft das Geständniß ablegte, daß seiner Gesundheit und Gemüthsruhe nichts nachtheiliger sey, als eben dieselbigen. Weisheit und Güte der Vorsehung, verehrte er daher oft im Stillen, die ihn, um schädlichen Gemüthsbewegungen desto sicherer ausbeugen zu können, eine Art von Menschenscheu eingeflößt hatte, die ihn immer mehr an die Natur fesselte, und auf solche Stationen stellte, wo er zu dergleichen heftigen Gemüthsbewegungen keine oder seltene Veranlassung fand. Menschen unter Menschen können zwar dergleichen schädliche Eindrücke auf sich mindern, aber doch denselben nicht ganz entgehen. Das war auch der Fall mit unserm Bauerschubert, vorzüglich in seinen letztern Lebensjahren. Zu diesen seinem körperlichen Wohl so nachtheiligen Stürmen, kamen

noch Mangel an Aufheiterung, das viele Sitzen im Studierzimmer an seinem Schreibetische, das größere Maß von oft ungewohnten Speisen und Getränken, vorzüglich der viele Genuß des von ihm geliebten Kaffehs, der ihm, nach Aussage der Ärzte, bey seiner Leibesbeschaffenheit, Gift war; diese sich so zusammentreffenden Feinde, schwächten seine Gesundheit, und untergruben sie früher, als er es selbst glaubte. Am 7. Jul. 1797 war der letzte Tag, wo Bauerschubert seine Tagsarbeiten, nach ihrem eben beschriebenen Gange, eigentlich vollendete, und seinen Geist beschäftigen konnte. Am Abend dieses Tages memorirte er noch seine ausgearbeitete Predigt für das auf den andern Tag fallende Kiliansfest. Abends aß er noch ganz vergnügt, und legte sich ruhig zu Bette. Von der Arbeit des Tages ermüdet, kehrte auch der Schlaf bald ein; allein er war kaum eine Viertelstunde im Bette: so überfiel ihn eine Kolik, die die Folge einer etwa erlittenen Erkältung seyn konnte, und die ihn weckte. Im Anfalle des heftigsten Schmerzes raffte er sich zusammen, und kroch nach Menschen Hülfe. Er fand die Theilnahme an seinem Schmerze, und die schleunigste Unterstützung, die sein Zustand verdiente; aber erst nach mehrern Stunden konnte ihm Linderung geschafft werden. Sobald der Morgen graute, schickte man nach einem Arzte und Wundarzte. Allein zum größten Unglücke traf der Bothe den Arzt nicht an; der Wundarzt kam allein, setzte ihm einige Klystiere, und hielt nach seiner Einsicht, die Umstände für unbedeutend. Sie waren es aber in der That nicht; denn Bauerschubert konnte sich nicht erhohlen, und spürte in der Seite des Nabels eine in-

nere Verhärtung, die ihm immer noch Schmerzen verursachte. Man säumte darum nicht, einen geschickten Arzt von Wirzburg kommen zu lassen. Dieser untersuchte seine Umstände mit der größten Genauigkeit, aber — was er freylich dem Patienten aus Schonung nicht merken ließ — die innere Verhärtung machte ihn selbst sehr verlegen. Er verordnete innere Arzneyen und auf die äußere Verhärtung ein Zugpflaster, um wie ich vermuthe, die innere Verhärtung auf die äußere Haut zu ziehen. Bauerschubert weigerte sich aber von dem verordneten Zugpflaster Gebrauch zu machen; er bestand vielmehr darauf: die Verhärtung sey Folge von Blähungen, und diese entstünden aus der Schwäche seines Magens. Stärke man mir den Magen, waren seine Worte: dann bin ich gesund. Zu dieser Vermuthung Bauerschuberts trug der Umstand bey, daß die Verhärtung hin und her zog. Alle stärkende Mittel aber halfen nichts. Der Patient meinte also, weil die Schwäche im Bette nicht gehoben würde: so müsse er sich wohl in freyer Luft Bewegung machen, vielleicht, daß durch dieselbige sich die Verhärtung früher verzöge. Er war zu dem Ende täglich im Garten, und machte sich leichte Bewegung. Er befand sich auch in der That hierauf dem Anschein nach besser. Es schmeckte ihm Essen und Trinken, und da er vierzehn Tage lang nichts weiter zu sich genommen hatte, als Brühen und Arzneyen: so glaubte er, wenn er wieder äße, und dabey mit Bewegung anhielte, so würde er bald gesund werden müssen. Allein sein eigener von ihm zu Wiederherstellung seiner Gesundheit erfundene Plan scheint seinen frühen Tod beschleuniget zu haben. Er ging diesem sich entworfenen Plan zu

Folge

Folge spatzieren, und da ihn sein Weg über einen Bachgraben führte, so sprang er Sorgen frey über denselbigen hinüber. Unmittelbar nach diesem gewagten Sprung fühlte er Schmerzen — gekrümmt kam er nach Hause und hielt sich wieder einige Tage inne. Endlich da er sich wieder etwas besser fühlte, und sein Nebenkapellan auch erkrankte, war er gezwungen nach Fährbrück zu gehen, um Messe zu lesen. Sein Nebenkapellan hatte indessen seine Stelle versehen, da er aber selbst krank war, würde sie ohne ihn acht Tage leer gestanden haben. Äußerst ermattet und durch den Sprung zerrüttet, fiel ihn dieser Gang äußerst schwer, besonders weil er nach kirchlicher Vorschrift zu dieser heiligen Handlung nüchtern kommen mußte. Überdieß verursachten ihm das Gehen und Knieen mit einem Fuße, während der Messe, Schmerzen. Nach der Messe stärkte er sich mit einer Suppe und kam zur Freude seiner Hausgenossen glücklich wieder in Haussen an. Des andern Tages mußte der sieche Bauerschubert diesen Weg abermahls machen. Es ging nicht so gut, als es den Tag zuvor gegangen war. Er war kaum im Stande, die Messe auszuhalten, so sehr nahm die Schwachheit zu. Er kam nüchtern zurück und hatte Noth, ohne fremden Beystand sich wieder nach seiner Heimath zurück zu schleppen. Jetzt trat die Krankheit wieder von neuem ein. Er mußte wieder das Bette hüthen, und Überschläge gebrauchen. Bauerschubert schrieb selbst an seinen Arzt nach Wirzburg, statt daß die Blähungen sich minderten, und das Aufgetriebene des Unterleibs verschwände, vermehrten sich erstere und letztere wurden stärker. Der gute Mann hatte aber vergessen zu

melden, daß die Verhärtung aus der Gegend des Nabels sich bis zu den geheimen Theilen des Unterleibs hinunter gezogen habe. Die Antwort des Arztes fiel demungeachtet dahin aus: daß Bauerschubert nach Wirzburg kommen müßte. Hier habe der Arzt täglich Gelegenheit ihn zu sehen, und folglich Hoffnung, ihn desto sicherer wieder herstellen zu können. Bauerschubert kam; aber erstaunt war der Arzt, als er die Geschwulst am Unterleibe bemerkte, die ihm der Patient verschwiegen hatte. Sein Arzt pflog zugleich des Raths seiner andern Kunstfreunde über einen solchen gefährlichen Patienten. Anfangs war man der Meinung: es habe sich ein Geschwür in der Blase angesetzt; allein man wurde bald gewahr, daß es nur nahe an der Urinblase sey. Diesen Patienten zu retten, war kein anderes Mittel übrig, als ihn zu schneiden. Bauerschubert kam zu dem Ende in das Julierspital. Wie der Schnitt vorüber war, befand sich der Kranke wohl. Es schmeckte ihm Essen und Trinken und er befand sich ganz wohl.

Ich muß noch auf einen Umstand zurück kommen, der bey der Öffnung selbst sich zutrug, und der gewiß einen kleinen Beytrag liefert, Bauerschuberten ganz kennen zu lernen. Sein Wundarzt, Herr Hofrath Siebold kam, den Schnitt vorzunehmen in Begleitung einer Schar von Medicinern. Vor allen diesem Volke dachte Bauerschubert bey sich, dich ganz nackend zu zeigen, das würde ja die Schamhaftigkeit beleidigen. Schon war er bereit, den Herrn Hofrath zu bitten, daß er diese Jünglinge entfernen möchte, als ihm der Gedanke kam: was möchten bey diesen zum Theil vorlauten jungen Leuten, hierüber für Ver-

muthungen entstehen. Sie dürften ja glauben, ich habe mich durch Ausschweifungen verdorben? oder was ihnen ein böser Argwohn sonst eingibt, der durch das hundertzüngige Gerücht sich leicht vergrößern könnte. Nein, ich will, um auch den Anschein des Verdachts zu entfernen, mich ihnen zeigen, wie mich der Schöpfer geschaffen hat. Dieser Entschluß und noch mehr das Anschauen des entblößten Patienten selbst, flößte in der That allen Anwesenden Achtung für den Entblößten und für seine Enthaltsamkeit ein. Dieß um so mehr, weil immer der verdorbene Haufe mancher Weltleute in dem Wahne steht, unter den Geistlichen spuckten die Gespenster der Finsterniß, eben so allgemein wie unter den Leuten von gemeinem Schlage.

Während der Krankheit, und auch in den Stunden des herannahenden Todes, bemerkte ich an Bauerschuberten nie eine Ängstlichkeit. Er war immer voll Muth und guter Hoffnung, und sprach von seinen Umständen, wie von einer Sache, die von gänzlicher Unbedeutenheit sey. Da er nichts Anstrengendes lesen durfte: so wählte er das A. T. zu seiner Unterhaltung, und rühmte, daß die verschiedenen Situationen des israelitischen Volkes sowohl, als einzelner Helden und Mitglieder desselbigen, ihm besondern Zeitvertreib, Erquickung und Trost gewährt hätten. Auch da verlor Bauerschubert seine Fassung nicht, als einer seiner Freunde ihm sagen mußte, daß er seine zeitlichen Angelegenheit in Ordnung setzen sollte. In dem ganzen Gange seines Lebens, hatte er sich mit dem Tode vertraut zu machen gesucht. Inzwischen verdient es bemerkt zu werden, daß er meinte wenn er gleich ster=

ben müßte, er jedoch nicht gern viel von dem Tode reden hörte. Habe ich nur gut gelebt, habe ich nur die Ruhe meines Gewissens nicht verloren, nichts gut zu machen, nichts zu bereuen: so kann ich immer, wie sonst, mein Leben als eine Wohlthat Gottes ansehen und genießen, und zu seiner Zeit entschlummern, wie ich auch sonst im Schlafe entschlummerte; denn ich erwache gewiß zu einem bessern Leben. So sanft entschlummerte er den 17ten Julius, wie er gelebt hatte. *)

*) Das Unrecht, das man Bauerschuberten anthat, fühlte er sehr tief, wie jeder ehrliebende Mann. Mit Wärme des Herzens, und starken Gründen der Vernunft, wußte er sich vor jedermann immer zu rechtfertigen, aber nie sich zu rächen. Einmahl erfuhr er, es war das letzte Jahr seines Lebens, ein Mann von Ansehen habe ihn wegen eines Aufsatzes im Fränkischen Merkur, als den Verfasser, auf eine ganz unzweydeutige Art in Verdacht, und auch da und dort schon diesen Verdacht laut werden lassen. Bauerschubert schwieg, und bedauerte den Mann wegen seines bösen Dämons, der ihn in seine Gewalt genommen habe. Allein dieß edelmüthige Schweigen galt eben jenem Manne nun als ein vollgültiger Beweis seines Schuldigseyns. Er schalt darauf Bauerschuberten öffentlich einen Vaterlandsverräther. Konnte Bauerschubert nun gleich mit seinem schuldlosen Herzen sich beruhigen; so verwundete dieser giftige Pfeil ihn doch aufs neue sehr tief. Bin ich nur gesund, sprach daher Bauerschubert, dann werde ich schon meine Ehre zu retten wissen. Allein, da seine Gesundheit nicht wiederkehren wollte, so unternahm ers noch aus dem Juliusspitale, mit Nachdruck jenen Angriff auf seine Ehre, zur immerwährenden Beschämung seines Gegners, von sich abzulehnen. Die Art, wie

Schon am ersten Tage, als Bauerschubert in das Wirzburgischen Juliusspital gekommen war, machte er sein Testament, und brachte alle seine noch zu berichtigenden Geschäfte in Ordnung. Letztere hatte er auf einem Papiere niedergeschrieben, und sie mir, seinem Freunde, anvertraut. In seinem Testamente hatte er seinen noch lebenden Bruder und die Orts-Armen-Commission zu Birnfeld, als Haupterben eingesetzt. Letztere sollte für die Zinsen des zu erhaltenden halben Erbtheils den armen Schulkindern Bücher,

ers that, gibt der Fränkische Merkur, und ich theile mit, was in diesem Journale gedruckt steht.

„Ich bin jetzt hier in Wirzburg, um mich heilen „zu lassen. Es scheint meinem Übel werde die Kunst „der Ärzte nicht Widerstand thun können. Sehe „ich Sie und Ihr Haus in diesem Leben nicht „mehr: so werden wir uns dort wieder finden, wo „gewiß aufrichtige Liebe zur Wahrheit und zum „Recht, nicht mehr mit dem scheußlichen Nahmen „der Landesverrätherey, gebrandmarkt „werden darf. Brauchen Sie von diesen wenigen „Papieren noch, was Ihnen gut däucht, und sa„gen Sie, wenn ich auch todt bin, wo kein Sterb„licher mir mehr schaden und nutzen kann, noch den „Lesern des Merkurs, die es interessirt, daß ich „nicht Verfasser der sonst in ihrer Art recht guten „Aufsätze über die Decanalvisitationen, gewesen „bin. Ich denke, dadurch dem erbitterten Herrn S. „Gelegenheit zu geben, bey sich einzukehren.“

Ich erfülle hierdurch, Verewigter, Deinen Auftrag. Dein Staub ruhe im Frieden! Gottes Segen über ihn!

Bundschuh.

oder, wenn diese nicht nöthig seyn sollten Kleider anschaffen. Es hatte Grübler gegeben, die alles von der schlimmsten Seite auszulegen gewohnt sind, die über diese Verordnung den Seligen hart tadeln zu müssen gemeint haben. Es scheint doch, gaben sie vor, daß hier den moralischen Helden eine Eitelkeit beschlichen habe, und daß er seinen Grundsätzen der Bescheidenheit, oder der Pflicht Gutes zu thun, ohne Aufsehen zu erregen, nicht getreu geblieben sey, die er immer in seinen Predigten so nachdrücklich einzuschärfen wußte. Ich glaube, hier ist der Ort, wo ich gegen diese hämischen Beschuldigungen zur Rechtfertigung des Seligen aus Pflicht noch einige Worte anbringen und seine Ehre retten muß.

Bauerschubert hatte in einer gedruckten Predigt am Dreykönigstage bewiesen: daß die Meßgelder nichts als fromme Gaben an Arme seyn könnten, und daß ein reicher Pfarrer, oder der auch nur sein hinreichendes Auskommen hat, dieselbigen nicht für sich annehmen und behalten könne. Durch seine Verordnung wollte nun Bauerschubert beweisen, daß er von der Wahrheit seines Satzes ganz überzeugt sey. Die Armen mußten seiner Meßstipendien Erben seyn.

Die Nachricht von Bauerschuberts Tode, machte auf alle seine Freunde und Bekannte großen Eindruck. Ich kann, ohne mich irgend einer Übertreibung schuldig zu machen, sagen: es sterben gewiß hunderte der Vornehmsten aus dem katholischen Priesterstande, und sie werden nicht in dem Maße bedauert und beweint, als Bauerschubert bedauert und beweint wurde. Nach unserem Tode rechtfertigen sich gewöhnlich erst die Urtheile unserer Zeitgenossen über uns, und

alle fremdartigen Vermischungen, welche die äußern Verhältnisse, Furcht von Schaden, Hoffnung, früh oder spät vor dem Verstorbenen irgend einen Vortheil zu ziehen u. dgl. eingemischt hatten, scheiden sich blitzschnell, oder, wie einer unserer launigen Dichter sagt:

„Hat der Tod das Licht des Lebens ausgeblasen,
Dann erkennen stracks
Aller Menschen Nasen,
Ob's von Talg war, oder Wachs.

Bauerschubert hatte durch diese Scheidung nichts gelitten. Seine Leiche war eben so feyerlich als rührend, und es war allgemeine Äußerung der Zuschauer: Er soll ein braver Geistlicher gewesen seyn. Selbst der Rath, der ihn zur Erde begleitete, konnte seinen Schmerz nicht verbergen, den er um den Verlust eines hoffnungsvollen Freundes fühlte.

An einem abgesetzten Feyertage, wo gewöhnlich viel Volk in der Wallfahrtskirche zu Fährbrück zusammenströmt, verkündigte ich, als sein Nebenkapellan den Hintritt Bauerschuberts, und alle Anwesende konnten sich der Thränen nicht enthalten. Ich würde auch weitläufig anzeigen können, daß seine auswärtigen Freunde und Bekannten ihn herzlich bedauerten und seinen Verlust sehr hoch anschlugen, wenn ich den Lobredner zu machen mir zum Ziel gesetzt hätte.

Wie die Pharisäer sich über den Tod des Nazareners freueten: so freueten sich die Pharisäer aus dem Priesterstande auch der Vollendung Bauerschu-

berts dieses jungen aufgeklärten Volkslehrers, der sie längst geirret hatte. Es ist gut, murmelten sie sich unter einander in den Bart: daß er todt ist; denn bey längerem Leben würde er sonst doch noch viel Unheil gestiftet haben. Ein angesehener Geistlicher seiner Gegend, der sichs immer heraus nimmt, den Ton anzugeben, so wie seine Haus- und Tischfreunde, nebst den demüthigen Clienten, in seine Urtheile einstimmen müssen, hatte einst im Grimm Bauerschubert einen Kantischen Esel gescholten, weil er in seinem Andachtsbuche nach Kantischen Grundsätzen, die beleidigte Würde der Menschheit zum Beweggrund der Reue über die Sünde, aufgestellt hatte. Ein anderer war über Bauerschubert in eine Art von Tobsucht gerathen, weil dieser mit allen großen Gottesgelehrten unserer Zeit, gesagt hatte: die Wunder seyen für unsere Zeiten nicht die rechten Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu. Der innere Gehalt dieser Lehre müsse für ihren Werth entscheiden. Wie konnte, wie durfte man nun Bauerschubert bedauern? Ja, es wünschte sich sogar einer — Gott verzeih's ihm! — Glück, daß Bauerschubert in seinem Grabe ruhe; weil er ihn sonst, wenn er noch länger gelebt hätte, vor der höchsten Obrigkeit als einen unfähigen und unwürdigen Volkslehrer, hätte belangen müssen. Und warum das? wird der Leser erstaunt fragen; weil Bauerschubert über den Werth und die Verwendung der Meßstipendien anders dachte, als der blinde Eiferer!

Zum Beweis, was sich Neid und Eifersucht noch für Mühe gab, Bauerschuberts Ruhm und gu-

ten Nahmen zu vernichten, noch eines und das andere. Man hatte von ihm in Wirzburg ausgesprengt, er habe realem praesentiam Christi in Eucharistia, vor einer Bauernfrau aus Dippach geläugnet, die Frau sey dadurch in eine Art von Verzweiflung gerathen, und der dasige Pfarrer habe nur durch außerordentliche Mühe die Frau erst wieder beruhigen und zum hergebrachten allein seligmachenden Glauben bringen können. Würde man sich die Mühe nehmen, deßwegen beym Pfarrer zu Dippach nachzufragen, mit dem ich in keiner Verbindung stehe: so würde man gewiß das Unwahre dieses Gerichtes erfahren können. Aber niemand fragt, und das elende Gerücht erhält sich bis auf den heutigen Tag unter dem Völklein der sogenannten Glaubigen in Wirzburg.

Ein anderes Gerücht: Bauerschubert habe mit einer Weibsperson in traulicher Verbindung gestanden; diese sey während seines Aufenthalts im Julier-Spital zu Wirzburg zu ihm gekommen, habe noch das und jenes verlangt, mit der Versicherung: sie wolle recht für ihn zu Gott bethen. Bauerschubert habe ihr hierauf entgegnet: „Wisset ihr nicht, daß ich euch oft gesagt habe: das Bethen hilft zu nichts?"

Eigentlich war der Vorfall dieser: Ein Bothenmädchen aus Erbshausen trug dem kranken Bauerschubert wöchentlich weiße Wäsche in die Stadt. Als sie einstmahls wieder weggehen wollte, sagte der tödtlich Kranke: Gehe, bethe für mich! doch nach kurzem Besinnen, fiel er ein: Laß es nur seyn, es nutzt mir nichts

mehr! Es war nähmlich den Tag vor seinem Tode, als dieser Vorfall geschah; aus seiner Wunde liefen schon die Excremente. Er war also seiner baldigen Auflösung gewiß.

Nach seinem Tode wurde der Verfolgte noch an seiner Behörde als ein unverträglicher Mann verklagt. Die Klage entstand aus Rache, weil der Selige seinem Arzte Siebold, dem Vater, gesagt hatte: „ein Theil seiner Krankheit rühre von der schlechten Kost her."

Den alten abgenutzten Kunstgriff: Leute, die nicht blindlings ins Kirchensystem geschworen haben, am Ende sich bekehren, ihre Grundsätze verfluchen, und sich eines Bessern mit dem Vorsatze besinnen zu lassen: wenn sie wieder gesund würden, als echte und eifrige katholische Christen zu leben und zu sterben; suchte man auch hier hervor. Bauerschubert mußte als ein Neuling sich, als ihm der Tod auf der Zunge saß, eben so benommen haben. Allein alle, die Zeugen von Bauerschuberts Krankheit und Tod waren, und ich für meine Person insbesondere, müssen bey allem, was uns heilig ist, betheuern: daß Bauerschubert sich immer gleich geblieben sey. Sein ganzer guter Sinn blieb unverändert, und mußte unverändert bleiben, weil er auf feste, unwandelbare Grundsätze errichtet war.

Bey der Leichenöffnung fand man nach Eröffnung der Bauchhöhle:

1) Verwachsung des Netzes mit der vordern Wand des Bauchfelles, besonders stark aber auf der rechten Seite.

2) Hinter dieser Verwachsung, in der Schamgegend, mehrere mit Eiter angefüllte Zellen.
3) Verwachsung des dünnen Darmes in der Beckenhöhle, unter sich, und Verwachsung desselben mit der innern Beckenwand; ebenfalls auch Eiterzellen dazwischen.
4) Verwachsung des Blinddarmes mit dem Bauchfelle. Hinter dieser bildete das Bauchfell, über dem innern Darmbeinmuskel der rechten Seite, eine Höhle von ungefähr 2 Zoll, welche mit der äußerlich gemachten Wunde Gemeinschaft hatte, und mittelst 3 bis 4 Öffnungen im Blinddarm und Darmfelle, Koth in sich nahm.
5) Das Zellgewebe und Bauchfell an der vordern Seite der Beckenhöhle, theils mit Eiter bedeckt, theils verdorben, und theils ganz verzehrt.

Die Schriften die durch Bauerschubert ans Licht traten, sind folgende:

1) Erbauungsbuch für Katholiken, die reine und vernünftige Andacht lieben. Frankfurt 1793, bey Varrentrapp und Wenner. Dieses Erbauungsbuches ward, seinem Verdienste gemäß, in den Jenaischen und Salzburger allgem. Litteraturzeitungen, in den Wirzburg. gelehrten Anzeigen, in der allgem. Deutschen Bibliothek vom Jahre 1793, und andern kritischen Journalen, auf das rühmlichste Erwähnung gethan.
2) Kurze Volkspredigten zum Unterrichte und zur Erbauung, auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres; wovon der erste

Band 1795, der zweyte 1796, und der dritte 1797, Erfurt bey G. A. Keyser, erschienen sind, wovon der Verleger an einer neuen Auflage drucken läßt, als ich dieses niederschreibe, da diese Predigten in eben den gelehrten Blättern und Journalen, den einmüthigsten Beyfall erhalten, und als Muster guter katholischer Predigten, empfohlen sind; und bestätiget der eben so ungetheilte Beyfall des Publicums durch die so bald erforderliche neue Auflage, diese Urtheile.

3) Neue Festpredigten, nebst einigen Gelegenheitsreden, von Joseph Bauerschubert, Frankfurt am Main, in der Andräischen Buchhandlung, 1797.

Der Herausgeber.

## Am Sonntage Quinquagesima.

---

### Ein wahrer Nachfolger Jesu, darf Niemanden vergeblich um Hülfe rufen lassen.

---

#### Text.

Jesus blieb stehen, und hieß ihn zu sich führen. Da er herbey kam, so fragte er ihn: was willst du, das ich dir thun soll? Luk. XVIII. 40 — 41.

Die Zeit ist nun wieder gekommen, m. L.! wo wir uns an das Leiden unsers Herrn erinnern. Im heutigen Evangelium macht Jesus seinen Jüngern die erste Ankündigung davon; denn er stand wirklich damahls eben im Begriff, nach Jerusalem zu gehen, als er ohne Angst und Beklemmung, mit ganz ruhiger Seele seinen Jüngern alles, bis auf den geringsten Umstand, vorhersagte, was er in den letzten Tagen seines mühevollen Lebens daselbst würde auszustehen haben.

Dieß hinderte ihn nicht, bis auf den letzten Augenblick der einbrechenden Trübsal die Werke desjenigen zu verrichten, der ihn gesandt hatte; d. h., wohl zu thun allen denen, die ihn um Hül-

se bathen, und das Reich Gottes, die göttliche Lehre, wie man durch Rechtthun und Frömmigkeit sein Heil suchen müsse, auf Erden zu begründen und auszubreiten. Ruhig wandelte er daher seinen Weg nach Jericho zu, und eben jetzt kam ihm wieder ein Elender zu Gesichte, der so laut und ungestüm nach Hülfe rief, daß ihn die Reisegefährten Jesu zum Schweigen zu bringen suchten. „Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner:" rief er zu wiederhohlten Mahlen. Kaum hatte Jesus die Stimme vernommen, so war auch sein menschenfreundliches Herz schon zum Mitleide gestimmt.

So menschenfreundlich waren nun freylich diejenigen nicht, welche dem armen Blinden sein Schreyen wehren wollten. Sie machten es vielmehr gerade, wie jene unbarmherzigen Leute in unsern Tagen, die keine Klage der Noth, und keinen Anblick des Elendes ertragen können: weil sie so etwas zu dem für sie so unerträglichem Mitleide bewegen würde. Jesus aber war nicht so weichlich, und er hatte nichts von jener grausamen Empfindsamkeit, die keinen Armen, keinen Elenden leiden mag, um nur kein Mitleid zu fühlen.

Er ließ den um Hülfe Rufenden auf der Stelle zu sich kommen, und fragte ihn mit der sanften Stimme des Menschenfreundes: „Was willst du, daß ich dir thun soll?" „Herr, daß ich sehen möge," war die Antwort. Und was er wollte erhielt er auf der Stelle; er konnte wieder sehen.

Wenn nun m. L.! Jesus unser bestes Muster ist, von dem wir immer etwas gutes lernen können, und nach dessen Beyspiele wir uns immer richten müssen: was werden wir hier von ihm lernen können, da er auf das Rufen des Blinden sogleich stille stand und ihn zu sich kommen ließ? indeß seine Reisegefährten ihres Weges gingen, oder vielmehr dem Elenden sein Schreyen wehren wollten? Gewiß die große, heilige Pflicht der Nächstenliebe: **Ein wahrer Nachfolger Jesu darf niemanden vergeblich um Hülfe rufen lassen:** denn

1) **So machte es Jesus unser Herr.**
2) **So müssen wir es ihm nachthun.**

1) Wer mit Vertrauen zu Jesu kam, durfte sich gewiß darauf verlassen, daß er Hülfe und Trost bey ihm finden würde. Unzählbar ist die Menge derer, denen er an Leib und Seele wohl that. Könntet ihr sie alle vor euch sehen, ihr würdet erstaunen: wie Jesus während der kurzen Zeit seines geschäftigen, unruhvollen Lebens, so viel Gutes wirken konnte. Schon darum gebühret ihm der Nahme **Heiland**, weil er alles mit Heil und Segen erfüllte. Kein Tag verging, an dem er nicht irgend eine Wohlthat ausspendete; jeder Schritt, den er that, war mit Güte bezeichnet. Kein Rufen, kein Seufzen nach Hülfe war jemahls vergeblich bey ihm; immer stand sein Ohr der Klage des Jammers offen, und die Erbarmnisse seines Herzens waren unerschöpflich;

milde und tröstend war schon sein Anblick, sanft und herzerquickend jedes Wort, unendliche Segensfülle lag in seinen Händen.

Die evangelische Geschichte erzählt uns vielleicht, von den vielen Fällen, wo er Nothleidenden zu Hülfe kam, nur einige wenige. Denn Johannes versichert uns ja, daß in seinem Evangelium bey weitem nicht alles geschrieben sey, was Jesus gethan: **Alle Bücher der Welt, spricht er, würden nicht hinreichen, alle seine Thaten aufzuzeichnen.** Doch die uns bekannten Fälle sind schon hinreichend, von dem wohlthätigen, menschenfreundlichen Herzen Jesu, uns einen Begriff zu machen.

Wie innigst war er vom Mitleide über den Tod des Lazarus durchdrungen! Wie theilte er nicht alle Betrübniß mit den um ihren Bruder weinenden Schwestern! Aber ihr Seufzen und Sehnen nach dem Verstorbenen war auch nicht vergeblich: Jesus schenkte ihnen den Verlornen wieder; indem er ihn ins Leben zurück rief.

Wie bereitwillig folgte er der Einladung des Synagogenvorstehers, seiner verstorbenen Tochter das Leben wieder zu geben! Auf der Stelle folgte er dem betrübten Vater ins Haus nach, und das Mädchen lebte wieder neu auf.

Welch eine unaussprechliche, unverhoffte Wohlthat mußte es für jene Witwe aus Nain seyn, daß ihr einziges Kind, welches man zum Grabe trug, wieder lebend in ihr Haus zurückkehrte! Wie bereitwillig gewährte er dem Hof-

mann

mann von Kapernaum seine Bitte, seinen kranken Sohn wieder gesund zu machen. „Gehe hin, war die Antwort Jesu: dein Sohn lebt." Und wirklich brachten ihm auch die Knechte im Heimgehen schon die Nachricht entgegen, daß es besser mit dem Sohne sey. Wie so augenblicklich schaffte er dem kranken Weibe Hülfe, das ganz unvermerkt den Saum seines Kleides angerührt hatte!

Was ist die zweymahlige Sättigung mehrerer Tausende seiner Zuhörer anders, als ein Beweis seiner göttlichen Wohlthätigkeit! Wie vielen Lahmen gab er ihre geraden Glieder, wie vielen Blinden das Gesicht, wie vielen Stummen die Sprache, wie vielen Tauben das Gehör, wie vielen Aussätzigen und Gichtbrüchigen die vorige Gesundheit wieder!! Wie manches vor den Augen der Menschen verborgene Elend mag er noch überdieß aufgesucht, und gehoben haben! Kein Leid lag so tief in irgend einem Herzen verborgen, daß er dasselbe nicht gesehen hätte; kein Seufzen war so leise, daß er es nicht gehört und gestillet hätte. Wer Rath und Trost brauchte, und ihn nirgends fand, der fand ihn bey Jesu.

Ja, m. L.! es ist eine unterscheidende, göttliche Eigenschaft an unserm Heilande Jesus, daß er zu jeder Hülfe bereit war, daß man nie fehl ging, wenn man sie bey ihm suchte. Jesus ist der Nahme des ersten Menschenfreundes, wie ihn die Welt noch nie sah. Mit Recht trägt er diesem vom Engel ihm gegebenen Nahmen: denn Jesus ist so viel als Helfer.

Nun, m. L.! was folgt für euch alle daraus? Ist's schon genug, daß ihr Jesum um seiner Wohlthätigkeit willen preiset und verehret? Das ist schon gut, aber noch nicht genug; ihr müsset es ihm auch nachthun. **Ein wahrer Nachfolger Jesu darf niemanden vergeblich um Hülfe rufen lassen.**

2) Auf unserer Erde ist nichts gewöhnlicher, als Klagen der Noth und des Kummers zu hören. Wie mancher unserer armen Brüder streckt seine Hände gegen uns aus! Wie mancher Elende ruft uns um Hülfe an! Wie mancher Trostlose will getröstet seyn? — Und wie unzählig sind die Unglücksfälle, wo unser leidender Nachbar mit kläglicher Stimme uns zur Hülfe auffordert. Ja, der Klagtöne gibt es in der Welt unendlich viele! Da sitzt ein Reisender am Wege, der vor Entkräftung oder wegen einer plötzlichen Krankheit nicht weiter gehen kann: ihr ziehet mit einem Fuhrwerke gerade an demselben Orte vorüber, der durch Krankheit oder Entkräftung gelähmte Mensch ruft euch zu, daß ihr ihn doch mitnehmen möget. Was werdet ihr da thun, und was müsset ihr thun, wenn ihr Jesu nachfolgen wollet? Vorüberziehen, und den Entkräfteten sitzen lassen? Leider, ist das nichts ungewöhnliches bey dem Schlage von Menschen, wie man sie heut zu Tage gewöhnlich antrifft. Aber so sollte es freylich nicht seyn; euch des um Hülfe rufenden annehmen, ihm Sitz und Bequemlichkeit auf eurem Wagen verschaffen, und euch dafür eben nicht

lohnen lassen, das hieße seine Christenpflicht erfüllen! das hieße Jesu nachfolgen!

Dort stehet das Haus des Nachbars oder auch eines von euch stundenweit entfernten Landbewohners im Brande. Werdet ihr nur einen Augenblick säumen, den Unglücklichen Hülfe zu bringen: alle eure Kräfte aufzuwenden, um Gut und Leben eurer Brüder zu retten? Wenn ihr solche Menschenfreunde seyd, wie Jesus, gewiß keinen Augenblick werdet ihr mit der Hülfe säumen.

Dort müssen sich eure Landsleute vor einer einbrechenden Wasserfluth flüchten, es ist nöthig, ihre Habe fortzubringen, vielleicht ist schon ein Theil derselben von den Fluthen mit fortgerissen worden. Vielleicht sind sogar mehrere Personen in Gefahr, zu ertrinken; wirklich höret ihr von der Ferne das Jammern und Klagen der Unglücklichen. Werdet ihr sie vergeblich um Hülfe rufen lassen, wenn ihr wahre Nachfolger Jesu seyd? Gewiß nicht.

Ihr hört in der Nacht, daß ein Nachbar fern oder nahe um Hülfe ruft: werdet ihr aus Liebe zur Bequemlichkeit ihn vergeblich rufen lassen, oder nicht vielmehr selbst den süßesten Schlaf unterbrechen, und den um Hülfe schreyenden aufsuchen?

Ein Nothleidender kommt zu euch ins Haus, und sucht irgend eine Hülfe bey euch, ich setze den Fall, er wird von einem unbarmherzigen Gläubiger in die Enge getrieben, und hat nicht zu

bezahlen, oder er braucht sonst einen Vorschuß an Geld oder Getreide für seine Familie; ihr erkennet es: die Noth ist groß, der Mann ist auch jeder Unterstützung werth; werdet ihr euch vergeblich bitten lassen, ihn aus der Noth zu reißen? Gewiß nicht, wenn ihr es Jesu nachthun wollet.

Aber leider sind Menschen, sind Christen in keinem Stücke sonst Jesu, ihrem Herrn, so unähnlich, als in der Bereitwilligkeit zu helfen, dem der da Hülfe braucht, und sich von niemanden vergeblich bitten zu lassen. **Hartherzigkeit, Gefühllosigkeit gegen fremde Noth, Trägheit, ihr zu steuern, ist überall sichtbar.** Man mag weder Hände noch Füße regen, wenn es darauf ankommt, jemanden Hülfe zu leisten, man ist wie taub gegen alles Jammern und Klagen, ja man spottet oft noch der Thräne, welche die Noth und der Kummer aus dem Auge eines Unglücklichen preßt. Man kann ein so ganz kaltblütiger Zuschauer bey den bedaurungswürdigsten Auftritten der Menschen seyn; dem hungrigen Bettler kann man ohne Rührung ins Auge sehen, und wenn des Heulens und Jammerns kein Ende wäre, und die Welt zu Grunde ginge: so bliebe dennoch die Bequemlichkeitsliebe, die gefühllose Trägheit so manches hartherzigen Menschen ganz unüberwindlich! — Lachend kann mancher vor dem Unglücklichen vorübergehen, der ein Bein zerbrochen hat, oder in eine Grube gefallen ist, aus der er sich nicht zu helfen weiß. Mancher kann sich beym Himmel und beym allgütigen Gott

beschweren lassen: er bleibt wie ein Felsen unerbittlich. Rufe da im Felde ein verunglückter Mann, so lange er wollte: es wird kaum jemand vom Felde her auf ihn zugehen, und seine Arbeit im Stiche lassen. — Vor einiger Zeit vertraute man einigen Bauern einem auf dem Wege erkrankten jungen Menschen an: sie nahmen ihn eine Strecke Weges mit sich, um sich aber der Beschwerde, ihn vielleicht im Hause verpflegen zu müssen, zu überheben, so ließen sie den Kranken eine Strecke vom Dorfe sitzen, und der Kranke starb; nachdem er sich erst in der Gegend verirret hatte. Das alles ist wirkliche Geschichte. Muß es in irgend einem Stücke besser in der Welt werden, so ist es die Pflicht der Nächstenliebe, niemanden vergeblich um Hülfe rufen zu lassen, mit deren Befolgung es immer besser werden muß. So viele andächtige Bether, Kirchengänger und Beobachter heiliger Gebräuche es unter uns gibt, so wenige bereitwillige, mit wahrer Nächstenliebe erfüllte Menschenfreunde gibt es unter uns. Jesus, unser Herr, kann sich noch weniger recht guter Verehrer, und recht treuer Nachfolger freuen. Eine wohlthätige Tabitha, von der die Apostelgeschichte sagt: daß sie sich durch viele edle Handlungen und Almosen ausgezeichnet habe: und so ein Menschenfreund, wie ihr Erretter Petrus, werden, leider, selten unter uns gefunden. Und doch schärften Jesus und seine Apostel kein Geboth so oft und so nachdrücklich ein, als das Geboth der wechselseitigen Liebe und Hülfe. So schreibt Pau-

lus an die Colosser: Ziehet als von Gott Erwählte, Heilige und Geliebte inniges Mitleiden, Gütigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld an. — Hauptsächlich übet die Liebe, welche das Band der Vollkommenheit ist. Erinnert euch, m. L.! an die sanfte Erbarmniß Jesu, mit welcher er im heutigen Evangelium den Blinden zu sich rief, und lasset eure Herzen dadurch erweichen: daß sie eben so empfänglich für die Klagen eurer Brüder werden. Kommt euch ein Nothleidender zu Gesichte, so fraget ihn so freundlich wie Jesus den Blinden, was willst du, daß ich dir thun soll? Und leistet ihm jede Hülfe, die euch nur möglich ist. Dann wird Jesus, als der erste Erbarmer euch alle in sein himmlisches Reich aufnehmen, und euch mit eben dem Maße messen, mit dem ihr andern gemessen habt. Amen.

# Am vierten Sonntage in der Fasten.

## Was wir Jesu, als dem größten Volksfreunde schuldig sind.

### Text.

Da nun Jesus seine Augen aufhub, und sah, daß eine große Menge Volks zu ihm kam, sprach er zu Philippus: woher nehmen wir Brot, um diese große Menge zu speisen? Joh. VI. 5.

Der wohlthätige Heiland trug immer sehr viele Sorgen für den niedrigen Volkshaufen. Mit Großen, Reichen und Vornehmen machte er sich bey weitem nicht so viel zu thun und zu schaffen, als mit dem gemeinen Volke, von jenen mag er sich wohl nicht so viel Gutes versprochen haben, als von diesen. Darum sagte er auch meistens mit einem sehr viel bedeutenden Ausdrucke: Wahrlich, eher geht ein Kamehl durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich; d. h., es kommt dem Reichen so hart an, mein Anhänger zu werden, meiner Lehre, meinem Beyspiele, zu folgen, daß ein Kamehl wohl eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher mein Anhänger werden sollte. Daher kams auch, daß Jesus immer von gemeinen Leuten umrungen war; diese folgten ihm am liebsten, und mit diesen konnte er auch immer am besten etwas anfangen. Jesus war also recht eigentlich ein Freund des Volks;

so wie die Großen und Vornehmen der Juden mehrentheils seine Feinde waren.

Der Heiland haßte zwar niemanden, selbst die Pharisäer, die es doch um ihn nicht verdient hatten, schloß er nicht von seinem Wohlwollen aus. Denn Jesus war allgemeiner Menschenfreund. Die Juden hatten die Heiden lange als ein unglaubiges, und wie sie glaubten, ihrem Gotte äußerst verhaßtes Volk verachtet; ihr Haß gegen die Heiden, war ihnen gleichsam angeerbt; Jesus war auch ein Jude von Geburt, haßte er deßwegen die Heiden? O nein; auch sie empfingen aus seinen Händen ein neues Evangelium, auch sie wünschte er besser und glücklicher zu machen, ja sehr oft zeigte er mehr Zufriedenheit mit den Heiden als den Juden. Er gab sogar deutlich zu verstehen, daß es die Heiden den Juden noch zuvor thun würden, daß der stolze Jude den Heiden im Reiche Gottes nicht etwa bloß neben sich würde dulden, sondern daß er ihm sogar den Vorzug würde einräumen müssen. **Die Kinder des Reichs, sagt er: werden in die äußerste Finsterniß geworfen werden; und vom Welt Ende her werden die Völker kommen, und mit Abraham und Isaak und Jakob zu Tische sitzen.** Ist das nicht die allgemeinste Menschenliebe, die auf jedes Volk, auf jeden Menschen, von jedem Stande geht?

Doch aber war Jesus ganz vorzüglich und recht eigentlich ein Freund des Volks; als sol-

chen bewies er sich auch durch die wunderbare Speisung der tausende von Menschen, die ihm auf dem Berg nachgefolgt waren. Es war ja den guten Leuten kein Brot schuldig, und es war ihre Schuld, daß sie sich nicht besser damit versehen hatten. Allein so wenig ein guter Vater seine Kinder leiden sehen kann, wenn sie nach Brot rufen, so wenig konnte der mitleidige Heiland das Volk, das ihm so ergeben war, hungern sehen. Durch die Kraft Gottes, die in ihm wohnte, bereitete er ihnen aus wenig Brot und Fischen eine reichliche Sättigung zu. Guter Heiland! wie väterlich meintest du es da mit dem Volke! wahrer Freund des Volkes du verdienest es, daß auch dein Volk hier dich kennet, dich schätzt und von Herzen liebet! — So will ich euch dann heute m. l. Z.! Jesum als einen Volksfreund, und mithin auch als euren Herrn vorstellen. Merkt euch nur, was ich jetzt sagen werde:

I. Jesus war ein Volksfreund, und ist also auch euer Freund.

II. Eben darum aber seyd ihr ihm Liebe, Dank und Folgsamkeit schuldig.

In der großen Welt gibt es heut zu Tage gar viele, die für Volksfreunde angesehen seyn wollen; denn der Nahme Volksfreund, ist ein Ehrennahme geworden, und dieß macht, ich muß es euch aufrichtig sagen, unserm Zeitalter Ehre. Vor einem Jahrhundert noch dachte man nicht

so, da war der gemeine Mann verachtet, die Leibeigenschaft lag schwer auf ihn, die Vornehmen und Edlen schmeichelten sich, der Bauer sey nur um ihretwegen da; die oft zu harte Behandlung desselben, rechtfertigte man sich damit, daß man meinte: der gemeine Mann wäre etwa eben so viel als das Zugvieh, das um seiner, oft schlechten Nahrung willen, den Menschen frohnen muß. Allein hier ist man zwar noch nicht überall und noch nicht durchgängig, aber überhaupt genommen, doch viel besser und menschenfreundlicher gesinnt, als ehemahls. Zum Nutzen des Volks schreibt man heut zu Tage Bücher. Mancher gelehrte Kopf beschäftigt sich vorzüglich damit, wie der gemeine Mann verständiger, klüger und wohlhabender werden könne. Viele von diesen Gelehrten meinen es wirklich mit dem Volke gut, die Mühe, die sie sich geben, ist bey vielen wenigstens ganz uneigennützig. Es fehlt unserm Zeitalter nicht an guten Fürsten, die ihr vorzüglichstes Augenmerk nicht auf den Adel, nicht auf höhere Stände, sondern auf das Volk gerichtet haben. Und eines solchen guten Fürsten, Dank sey der Vorsehung, erfreuen auch wir uns; ich nenne ihn mit entzückender Achtung und Verehrung! — O, daß er doch ewig leben möchte! Denn l. Z.! ein Fürst, der es laut sagt, wie der Unsere, er sey bloß des Volks wegen, und das Volk nicht seinetwegen da, verdient der nicht mit allem Rechte ein Freund des Volks zu heißen? Ein Fürst, der fast alles das, was

ihm das Land zu seinen Vergnügungen gibt, wieder unter die Armen vertheilt, wie der Unsere: meint der es nicht gut mit dem Volke? Wenn der Fürst mehr Freude an schönen Weitzen- und Kornfeldern des Landmanns hat, als an einer Herde streifenden Wildes, heißt der nicht mit Recht ein Freund des Volks? ihr achtet und preiset mit mir alle die redlichen Männer, die es in unsern Zeiten gut mit dem Volke meinen.

Aber ein noch weit größerer Volksfreund war unser Heiland. Er ist der erste, von dem wir Liebe zu allen Menschen, Achtung auch gegen den geringsten Erdensohn lernen können. Wer M. A. sind die nächsten Freun e Jesu, die Vertrauten seines Herzens und die Mitarbeiter im Reiche Gottes? Sind es etwa reiche und vornehme Juden, jüdische Rathsherrn oder die stolzen Priester der Juden? Nein, es sind gemeine Leute, Zöllner, Fischer; alle von niederer Abkunft. Sie haben keinen Stammbaum, keine Privilegien, keine Ordenszeichen aufzuweisen. Und doch sind sie im Gefolge Jesu die ersten, sie stehen ihm zur Seite, sie sind seine Apostel, seine lieben Jünger, sie sollen nach dem eigenen Ausdrucke Jesu, sogar einstens auf zwölf Stühlen die zwölf Geschlechter Israels richten, d. h. sie sollen Theil nehmen an der Herrlichkeit Jesu im Reiche Gottes, sie sollen vor allem Volke Israels den entschiedensten Vorzug haben. Euch meine Gehülfen, sagt Jesus anderswo, euch nur ist es gegeben, die Geheimnisse des Reichs Gottes, meine

Absichten zur Beglückung der Menschen näher und genauer zu erkennen, als irgend jemand. Das hatte denn nun freylich ein ganz anderes Aussehen, als wenn in unsern Zeiten mancher Fürst oder Bischof auftritt. Da drängen sich nur die Vornehmen hinzu, und nur die Höflinge, nur die Männer mit Ordensbändern glauben eine würdige Gesellschaft ihres Herrn ausmachen zu können. Jesus war aber auch ein Volksfreund wie vor und nach ihm noch keiner gewesen ist. Sehen wir Jesus durch das jüdische Land ziehen, wer wandelt mit ihm, wer umringt ihn? das Volk. Sehen wir Jesum auf seinen Reisen einkehren, gehet er etwa auf große und schöne Palläste, auf die Wohnungen der reichen Juden zu? Nein, es gilt ihm gleichviel, in eine Hütte, oder in ein schönes Haus zu treten. Wir sehen ihn im geräuschvollen und glänzenden Hause des königlichen Hofbedienten, um seine verstorbene Tochter zum Leben zu erwecken, im Hause des römischen Hauptmanns so gut, wie in der stillen und niedern Wohnung der zwey rechtschaffenen Schwestern, der Martha und Maria. Wir sehen ihm beym verachteten Zöllner Zachäus; — beym Volke hält er aber doch am liebsten seine Einkehr, denn er ist ein Freund des Volks. Wie gern spricht er nach seiner Auferstehung auf dem Wege nach Emaus mit den ängstlichen Jüngern, und wie gerne bleibt er bey ihnen, als sie wegen einbrechender Nacht ihn einladen, und wie freundschaftlich ißt er das Brot mit ihnen!

Wer sind die Kranken, die er heilet, die Blinden, denen er das Gesicht, die Stummen, denen er die Sprache, die Tauben, denen er das Gehör wiedergibt? Wer die Aussätzigen, die er reiniget, die Todten, die er erwecket? Sind das nur Reiche, Vornehme, Angesehene? Nein, es sind meistens verachtete, gemeine Leute, und unter ihnen auch Bettler. Wie gerne hörte er nicht auf dem Wege nach Jericho das Rufen des Bettlers: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner!

Was spricht der Volksfreund Jesus für eine Sprache? eine Volkssprache, d. i., keine gelehrte, keine gezierte, sondern eine einfache, und ganz verständliche Sprache: Er spricht gern von Sachen, mit denen der gemeine Mann bekannt ist. Bald vergleicht er das Himmelreich mit einem Acker, der besäet wird, bald mit einem Sauerteige. Den Sünder stellt er unter dem Bilde eines unfruchtbaren Baumes auf, der ausgehauen wird, weil er keine Früchte mehr trägt. Die göttliche Vorsehung zeigt er den Leuten an den schönen Lilien des Feldes und den Vögeln des Himmels.

Seht l. Z. so lieb hat Jesus das Volk, so gern spricht er auch von allen den Sachen, die um den gemeinen Mann herum sind. Das damahlige Volk erkannte es auch oft, welch einen großen Freund und Wohlthäter es an Jesus hatte: denn mehr als einmahl wollte es Jesum zu seinem König machen. Wie leicht hätte der Heiland diesen guten Willen des Volkes benutzen kön-

nen, wenn es ihm um weltliche Herrschaft zu thun gewesen wäre. So aber war seine Absicht, daß ers so gut mit dem Volke meinte, ganz uneigennützig. Dieß bestätiget vollends sein großmüthiger Tod. Warum litt Jesus? warum starb er? Aus Liebe zu allen Menschen, und vorzüglich aus Liebe zum Volke. Es ist gut hieß es: als man über den Tod Jesu berathschlagte, es ist gut, es ist Noth, daß einer für das Volk sterbe. Und das Todesurtheil ward über Jesum gesprochen. Hätte es Jesus mit den vornehmen Juden, mit den Priestern halten wollen, so wäre kein Todesurtheil über ihn gesprochen worden; er hätte sogar sein Glück machen können. Allein der wahre Nutzen des Volks war ihm mehr werth, als die Gunst der Priester und der vornehmen Juden.

L. Z.! Freuet euch also, Jesus ist ein Freund des Volks, er ist also auch euer Freund, denn auch ihr gehört zur Volksclasse, der nähmliche Jesus, der 5000 Menschen speiste, weil er das Volk nicht leiden sehen konnte; (es jammert mich des Volks, sprach er einstens mit dem gefühlvollsten Herzen), der nähmliche Jesus sieht nun auch noch mit Wohlgefallen vom Himmel auf euch herab. Auch jetzt noch ist er euer Freund, aber ihr müßt auch ein gutes Volk seyn. Ihr könnt ihn zwar für all das Gute, das er euch that, für alle Verdienste um euch, weiter nicht belohnen. Allein das fordert er auch nicht. Jesus ist ganz uneigennützig euer Freund. Aber

er fordert doch auch etwas zur Erkenntlichkeit von euch, und das ist Liebe und Verehrung, treue Nachfolge: ihr soll nach seinem Beyspiele handeln, so wie er auch gehandelt hat; wie dieß geschehen könne, davon noch im

## Zweyten Theile.

Ein Mann, der es wahrhaft gut mit euch meint, der euren wahren Nutzen mit aller Mühe sucht, der gern mit gemeinen Leuten zu thun hat, allezeit ihren Bedürfnissen abzuhelfen sucht, wo er nur kann; der ganz für euch lebt, und am Ende noch gar für euch stirbt: hat der nicht den gerechtesten Anspruch auf eure ganze Liebe, Achtung und Verehrung? Und wenn so ein Volksfreund überdieß noch kein gemeiner Mensch ist, wenn die Gottheit selbst in ihm wohnet, wenn er vom Himmel abstammet, wenn er ein Gesandter des himmlischen Vaters ist, seine Rathschlüsse mit den Menschen so genau kennt, die er auch zum Theil mit ausführen muß; müssen wir nicht vor einem solchen göttlichen Freunde des Volks anbethend, dank- und liebevoll niederfallen, besonders wenn er noch immer unter den Brotsgestalten unter uns gegenwärtig ist: muß nicht jedes seiner Worte aus dem Evangelio unser ganzes Nachdenken beschäftigen, uns so wichtig und unvergeßlich seyn, als einem guten Kinde die letzen Worte des hinsterbenden Vaters sind. O, das erkennen alle die nicht, die an Sonn- und Festtagen sogar aus der Kirche laufen, und keine halbstündige Predigt,

die im Grunde nichts anders, als die Lehre Christi ist, und sich ganz auf das Evangelium gründet, anhören mögen. Muß uns nicht jede Anstalt Jesu, der so ein guter Freund für uns alle, und besonders für das Volk war, heilig und ehrwürdig seyn? Und ist die heil. Messe, das Abendmahl, die Taufe, keine Anstalt Jesu? Wer ist denn sonst der Urheber davon? Feyern wir nicht in der heiligen Messe das Andenken an den Tod Jesu, der sich am Kreuze für uns alle aufopferte? Was sagte Jesus bey der Austheilung des Abendmahls? Das thut, so oft ihr es wiederhohlet, zu meinem Andenken. Und was sagt Paulus von der heil. Kommunion? So oft ihr den Leib des Herrn genießet, und sein Blut trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis daß er kommt; d. i. so oft sollt ihr euch erinnern an unsern Herrn Jesum, wie er vor dem am Kreuze für uns starb, und selbst durch seinen Tod seine Liebe zu uns vollendete. O, das alles erkennen die nicht, die während der heil Messe ungezogen und leichtsinnig sich betragen; oder gar an etwas anders denken, als der Ort, wo sie sind, und die heilige Handlung daselbst mit sich bringt. Das erkennen alle diejenigen nicht, die so selten, und auch da ohne Rührung, kaltherzig, und vielleicht nur der Menschen wegen, oder Gewohnheits halber, das heilige Abendmahl empfangen. Das erkennen alle die nicht, die die Taufe nur für eine Sache des Priesters, des Kindes und seiner Ältern ansehen, und in ihrem Leben auch da, wo sie durch

Wie-

Wiederhohlung derselben an andern, daran erinnert werden, nie den ernsten Gedanken dabey fassen, daß auch sie auf den Nahmen Jesu getauft sind, und Jesu Treue und Gehorsam geschworen haben. L. Z.! Jesus war euer Freund in seinem Leben auf Erden, denn er war ein Freund des Volks, und ist es jetzt noch im Himmel bey seinem Vater. Erkennet mit dankbarem Herzen die Liebe und die Freundschaft, die er für euch trug. Thut das, was er so sehr von euch wünscht, wandelt nach seinem Beyspiele, nehmt seine Worte tief zu Herzen, wenn er sagt: ich habe euch ein Beyspiel gegeben rc. Der Heiland war so gut gesinnt gegen jeden, auch den geringsten Menschen; seyd es auch. Der Heiland bath sterbend für seine Feinde zum Vater, verzeiht auch ihr euren Feinden. Der Heiland speiste das hungrige Volk, speist auch ihr euern armen Bruder, wenn ihr was übrig habt. Mit ganzem Herzen hangt an Jesu, und höret sein Wort, wo und wie ihr könnt, mit der heißesten Lernbegierde; sein Evangelium sey euch schätzbar über alles; sein ganzes Leben, und die geringste That von ihm, sey euch immer im frischen Andenken. Thuet nach Jesu Sinn und Beyspiel, damit habe ich euch alles gesagt, was ihr thun müsset, wenn ihr ein dankbares und gutes Volk, und der Liebe und Sorge würdig seyn wollt, die der beste Heiland, dieser Volksfreund gegen jeden Menschen, besonders aber für euch, trug. Amen.

# Am Sonntage Quasimodogeniti.

## Warum gibt es doch einen besondern Stand unter uns, den man gemeinhin den geistlichen nennet.

### Text.

Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Joh. XX. 21.

Nach dem zu urtheilen, was in den neuesten Zeiten in einem gewissen Reiche geschehen ist, könnte mancher leicht glauben, der geistliche Stand müsse ein ganz unnützer, oder doch überflüssiger Stand seyn. Wenn man nun auch, der ersten Ansicht nach, so etwas meinen könnte: so dächte ich doch, müsse man wieder anderes Sinnes werden, wenn man sich nur erinnern wollte, daß dieser Stand doch so uralt sey, und zwar so alt, als das Christenthum selbst. Die Leute in den vorigen Jahrhunderten mußten doch auch ihre guten Gründe gehabt haben; warum sie diesen Stand unter sich errichtet, geduldet, und ihn aller Ehre werth gehalten haben.

L. Z.! Von euch kann man eben nicht sagen, daß ihr den geistlichen Stand nicht ehret; und ich würde um so weniger weder zum Lobe, noch zur Verachtung dieses Standes etwas sagen, weil ich leicht partheyisch scheinen könnte. Aber ein

vernünftiges Volk, das seine Priester und Volkslehrer oder Prediger ehret, muß doch auch wissen, **warum** es dieselben ehret. Wenn der geistliche Stand wirklich ehrwürdig seyn soll, so darf er es nicht aus Aberglauben oder Irrthum seyn; sonst wäre sein Ansehen bald dahin. Wenn er achtungswerth seyn soll, so muß und kann er es nur deßwegen seyn, weil seine Bestimmung, seine Anordnung, sein Beruf nützlich und achtungswerth ist.

Sehet, dieß führet mich ganz natürlich auf die Frage: **Warum gibt es doch einen besondern Stand unter uns, den man gemeinhin den geistlichen nennet?**

Diese Frage will ich euch jetzt beantworten.

Die nächste Antwort auf die Frage: warum gibt es einen besondern Stand, den man den Geistlichen nennt, ist die: weil Christus, unser Erlöser selbst diesen Stand angeordnet hat. Ihr habt aus dem heutigen Evangelium gehöret, daß er zu seinen Jüngern sagte: **wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.**

Christus ward von seinem Vater aus keiner andern Absicht in die Welt gesandt, als um die Menschen zu Gott zu führen, ihnen den Weg zu zeigen, wie sie alle gut und verständig, und einstens glücklich werden möchten. Dazu gab er ihnen den ersten Unterricht, eine neue Lehre oder Offenbarung; und, weil nicht alle Menschen ohne Unterschied, seines vollkommnen Unterrichts sogleich fähig waren; denn viele waren zu

zu unwissend, manche zu abergläubisch, und moch- ten die Wahrheit nicht leiden; andere waren zu irdisch gesinnt, als daß sie seine himmlische Lehre mit Lust hätten annehmen sollen: so wählte sich Jesus gleich Anfangs gewisse Leute aus, die er ihres gesunden Menschenverstandes, und ihres guten Herzens wegen, für seinen Unterricht am empfänglichsten glaubte; er stiftete sich also gleich- sam eine Schule, und in dieser unterrichtete und erzog er sich selbst die künftigen Gehülfen seines Amtes. Weil er die Welt bald wieder verlassen mußte: so sollten diese, statt seiner, die ihnen anvertraute Lehre weiter ausbreiten, und das fortsetzen, was er nur angefangen hatte. Dieß wollte er ihnen auch sagen, wenn er ihnen den Auftrag gab: **wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.**

Christus war, wie ihr gehört habt, von seinem Vater dazu in die Welt gesandt wor- den, daß er die Menschen mit Gott aussöh- nen, d. h. ihnen verkünden sollte, wie sie durch Rechtthun und Frömmigkeit Gott ähnlich und wohlgefällig, und dabey als vernünftige We- sen, ewig glücklich werden könnten. Dazu wa- ren also auch seine Jünger in die Welt ge- sandt, daß sie von allen dem, was sie von ihrem Meister gehört und verstanden hatten, die Menschen unter jedem Himmelsstriche wei- ter unterrichten sollten; und sich so das Reich Gottes endlich auf der ganzen Erde ausbreiten möchte.

Eine weitere Antwort auf die Frage: Warum es einen besondern Stand unter uns gibt, welchen man den geistlichen nennt, ist nun diese: Weil die Menschen, die nach Jesu Lehre gut und verständig werden, und einstens zu Gott kommen wollen, noch jetzt einen besondern und fortdauernden Unterricht brauchen; und dieser Unterricht ihnen von niemanden besser ertheilt werden kann, als von gewissen Personen, die aus dem Evangelium, aus den Schriften der Apostel, und durch eigenes Nachdenken, in dieser Lehre sich erst selbst gründlich unterrichtet haben. Der geistliche Stand ist also ein Lehrstand, oder er ist dazu angeordnet, daß er die göttliche Offenbarung Jesu unter den Menschen erhalte und fortpflanze; daß er die Menschen von Gottes Willen und ihren Pflichten immerfort unterrichte; daß er das Nützliche und Zweckmäßige aus dem Evangelium aushebe, und die Menschen dadurch zum Guten ermuntere, die Irrenden zurecht weise, die Fehlenden sanftmüthig bestrafe, die Zweifelnden beruhige, die Kleinmüthigen tröste, und alle, ohne Unterschied, auf Gott vertrauen, und von ihm den Lohn ihrer guten und bösen Thaten, in einer künftigen Welt erwarten lehre.

Alle diejenigen nun, die sich damit beschäftigen, die Lehre des Evangeliums gründlich zu verstehen, und ihre Mitmenschen davon zu unterrichten, zählet man zum geistlichen Stande. Besser würde man sagen: Geistliche sind solche, die uns Religion lehren, und uns zeigen, wie man

sie ausüben müsse; es sind solche, die das Andenken Jesu, unseres ersten und besten Lehrers, unter uns erhalten und fortpflanzen; sie sind die Ausspender der Geheimnisse Gottes, die uns im Nahmen Jesu lehren, richten, strafen, zurechtweisen.

Aber wie wir Gott verehren, und ihm wohlgefällig werden müssen, das lernen wir ja in unserer Jugend in der Schule; was sollen die Erwachsenen sich noch ferner davon unterrichten lassen? Die Geistlichen können also nur höchstens als Erzieher der Jugend, nützlich seyn: wenn man also nur Lehrer der Jugend hätte: so könnte man die Geistlichen außerdem gar wohl entbehren.

Diese Einwendung ist sehr unbedeutend. Wahr ist es, daß die Jugend ihren eigenen Lehrer haben muß. Aber auch bey diesem muß der Geistliche schon mitwirken; er muß wenigstens Aufsicht über den Unterricht haben, und dem Lehrer der Schule in gar manchen Stücken, besonders im Religionsunterrichte, zu Hülfe kommen. Also auch hier schon ist der Geistliche nicht entbehrlich.

Wenn man nun die Schule verläßt, und gesetzt auch, man habe in der Jugend noch so viel Nützliches gelernt: weiß man darum schon alles, was man von Gott und seinen Pflichten wissen muß? Hat man gar nichts mehr zu lernen? Vergißt man nicht manches wieder? Braucht der leichtsinnige, irdisch gesinnte, schwache Mensch nicht immer neue und anhaltende Aufmunterung

zum Guten? — Ich will einmahl annehmen; alle Kirchen würden verschlossen, man hörte nichts mehr aus Gottes Wort, alle Gottesverehrung wäre eingestellt; was meinet ihr, würde daraus werden? Glaubet ihr nicht selbst, daß bald alle Gottesfurcht würde aus allen Landen verbannt seyn? Daß jeder nur nach seinem Eigennutze handeln, nach seinen Lüsten leben, daß mit dem Andenken an Jesum auch gar bald alle Rechtschaffenheit und Berufstreue absterben würde? Ganz gewiß!!

Nun sehet, da gibt es dann einen besondern Stand, den man den geistlichen zu nennen pflegt, weil er über unser Seelenheil wachet, einen Stand, der die Leute immer auf dem rechten Wege, auf dem Wege der Tugend und Gottesfurcht zu erhalten sucht. Die Erwachsenen erinnert er wieder an das, was sie in der Jugend gelernt haben, jedem Stande, jedem Alter hält er von Zeit zu Zeit seine Pflichten vor, und ermuntert immerfort zur Erfüllung derselben, bald durch Drohen, bald durch Bitten, bald durch Ernst, bald durch Liebe, zur gelegenen und zur ungelegenen Zeit; dem Manne wie dem Weibe, dem Armen, wie dem Reichen, dem Diener wie seinem Herrn, dem Jünglinge, wie den Greisen, sagt er ohne Rückhalt, wie es in Gottes Wort für ihn geschrieben stehet; dem Sünder predigt er seine Verwerfung vor Gottes Angesicht, und den Guten erfüllet er mit süßen Hoffnungen in einer frohen Ewigkeit; dem Ster-

beyden erleichtert er seinen Abschied von der Welt, und jedem ohne Unterschied, führet er zur richtigen Erkenntniß Gottes und seines Sohnes Jesu Christi.

Ihr begreifet also nun, warum es einen geistlichen Stand unter uns gibt. Könnte denn aber der nächste beste bey seinem Gewerbe und seinem Ackerbaue das alles nicht eben so gut leisten, was der Geistliche leistet? Warum bedarf es eines besondern Standes?

Niemand, sagt Jesus, kann zweyen Herren dienen. Von seiner Handarbeit leben, und ein Diener des Evangeliums seyn, das konnte wohl ein Apostel, der mit dem Geiste Gottes erfüllet war; aber heut zu Tage gibt es keine Eingebung mehr; wer andern etwas Gutes und Nützliches sagen will, wer das Christenthum gründlich verstehen, und andere darin unterrichten will, muß erst selbst darüber nachdenken, und vielen Fleiß anwenden. Dieß würde nun nicht wohl angehen, wenn man die ganze Woche arbeiten, und am Sonntage über das Evangelium predigen sollte! Darum wollte auch Jesus, da er seine Jünger in die Welt sendete, das Evangelium zu verkünden, daß sie weder Tasche noch Stock mitnehmen, oder sich sorgfältig mit Gepäcke versehen sollten; ohne Zweifel, weil er es selbst für geziemend hielt, und auch nicht daran zweifelte, daß sie überall, wo sie hinkämen, das Nöthige finden würden.

Der geistliche Stand, habt ihr gehört, sey ein Lehrstand; ein Lehrer des Volks oder ein Geistlicher sey eines. Es gibt aber doch Geistliche, die niemahls predigen, und mit dem Unterrichte des Volkes sich gar nicht beschäftigen. Ich antworte: daß ein Geistlicher zur Lehre des Evangeliums berufen sey, ist aus den Worten Jesu: **wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch**, ganz klar. Wenn es also doch Geistliche gibt, die nur für sich, und für niemanden anders leben, die ihr ganzes Geschäft darin setzen, daß sie Messe lesen: so erfüllen sie den Beruf des Geistlichen nur zur Hälfte. Aber weil ihnen die eigentliche Bestimmung des Geistlichen, der Unterricht in der heilsamen Lehre Jesu fehlet: so sind sie eben darum leicht entbehrlich. Wenn der geistliche Stand ein Stand der Volkslehrer ist: so gehören alle diejenigen, die sich mit diesem Geschäfte nicht abgeben, nicht so recht eigentlich und mit Recht zum geistlichen Stande. Wenn man daher in neueren Zeiten, so vieles von der Entbehrlichkeit des geistlichen Standes gesagt hat: so war das nur ein Mißverständniß; man unterschied die verschiedenen Stände der Geistlichen nicht von einander.

Ich habe euch also nun die Frage beantwortet: **Warum es einen besondern Stand unter uns gibt, den man den geistlichen nennt.** Daß der Beruf, ein Lehrer und Diener des Evangeliums zu seyn, ein ganz nützlicher, ehrwürdiger Beruf sey, werdet ihr nun wohl selbst nicht läugnen. Eure Achtung gegen den

geistlichen Stand ist also weder Aberglaube, noch Vorurtheil, wenn ihr diesen Stand darum ehret, weil ihm die heilsame Lehre Jesu, die Erhaltung und Fortpflanzung derselben, und, wie die Bibel sagt, die Geheimnisse Gottes, anvertraut sind.

Lasset dieses Amt nun auch für euch nützlich werden. Seyd aufmerksame Zuhörer des Worts, aber auch eifrige Thäter desselben. Seyd folgsam in allem Guten, und achtet auf die Lehren und Ermahnungen, die man euch gibt. Es ist nicht eigene Erfindung der Geistlichen, daß sie so predigen. Auch lasset euch dadurch nicht irre machen, daß nicht jeder thut, wie er lehret. Jesu Wort bleibt wahr, wenn Himmel und Erde vergehen sollten; und noch vielmehr, wenn es leichtsinnige Verächter desselben gibt. Gott, der Allgerechte! wird einstens jeden nach seiner Erkenntniß richten: um so strenger wird der Christ gerichtet werden, weil es ihm nie an Unterricht fehlte. Ich versichere euch, sagte der Herr einstens zu seinen Jüngern: es wird dem Lande Sodom und Gomorrha am Tage des Gerichts erträglicher ergehen, als einer solchen Stadt, in der die Reden des Evangeliums kein Gehör finden. Amen.

# Am Sonntage Misericordias.

## Welches eigentlich Miethlinge sind.

### Text.

Der Miethling fliehet, weil er ein Miethling ist; und bekümmert sich nicht um die Schafe. Joh. X. 13.

Der Heiland stellet sich in dem heutigen Evangelium als einen guten Hirten dar. Und das konnte er allerdings. So einen uneigennützigen Menschenfreund, wie es unser Erlöser war, der nur immer suchte, was recht und gut war, und ohne Rücksicht auf eignen Vortheil, sich so ganz seinem Berufe aufopferte, hat die Welt noch nie gesehen. Wir lesen auch nicht, daß ein Pharisäer, oder einer seiner Feinde so unverschämt gewesen wäre, den Heiland um seiner Rede willen Lügen zu strafen. Es lag zu sehr am Tage, daß er nichts als Wahrheit von sich gesagt hatte, wenn er sich einen guten Hirten nannte. Niemand konnte ihm einen Fall zeigen, wo er seinen eigenen Nutzen dem Wohl des Nächsten vorgezogen, oder auch nur im Dienste des Nebenmenschen bloß seinen Vortheil gesucht hätte. Niemand konnte von ihm sagen, daß er sich für irgend eine Wohlthat habe bezahlen, loben, oder sonst auf eine Weise sich dieselbe habe vergelten lassen. Wem er irgend etwas Gutes gethan hatte, dem

legte er fast immer Stillschweigen auf; — so wenig war es ihm um Ehre zu thun. Man wollte einen König aus ihm machen, und damit hätte er ja Reichthum, Macht und Ansehen erlangen können: allein auch davon mochte er nichts hören. Das, l. Z.! heiße ich doch einen guten Hirten, einen uneigennützigen Wohlthäter der Menschen, einen seine Pflicht bis in Tod liebenden Freund alles Guten.

Doch, so ein vortreffliches Beyspiel uns Jesus auch gegeben hat, wie man das Gute aus Pflicht und nicht aus Eigennutz thun müsse; so sind doch noch immer die meisten Christen nichts als Miethlinge, d. h. solche Leute, die nur so lange rechtschaffen handeln, als sie sich wohl dabey befinden, die das Gute nicht aus Gewissenhaftigkeit, aus Liebe zur Pflicht, sondern bloß um ihres eigenen Vortheils willen thun. Die Gewissenhaftigkeit solcher Leute, wenn sie anders dieses Nahmens werth ist, reicht nicht weiter, als ihr Eigennutz. Und solcher Miethlinge gibt es noch die Menge in allen Ständen und an allen Orten. Ich will sie euch jetzt beschreiben, damit ihr sehet, was das für Leute sind. Jeder prüfe sich denn selbst.

Ein Miethling ist nach der Beschreibung unsers Erlösers gerade das Gegentheil von einem guten Hirten. Ein guter Hirte ist ein treuer, unerschrockener Wächter seiner Herde, wenn er den Wolf kommen sieht, so läuft er nicht davon, und läßt die Herde im Stiche; sondern er vertheidiget sie gegen alle Feinde, auch mit eigner Ge-

fahr seines Lebens. Ein Miethling aber fliehet, weil er ein Miethling ist, und bekümmert sich nicht um die Schafe. Miethlinge sind also Leute, die das Gute nur aus Eigennutz thun; und wenn ihr Eigennutz darunter leidet, es ganz und gar versäumen und unterlassen. Sehet hier die zwey vorzüglichsten Kennzeichen eines Miethlings.

Erstlich, der Miethling thut das Gute, wenn er es thut, aus bloßem Eigennutze. Wenn der Miethling Almosen gibt, in der Noth andern beystehet, jemanden eine Gefälligkeit erzeiget, Gutes von andern saget; so hat er immer die Absicht dabey, die Leute dadurch zu gewinnen, von andern ebenfalls wieder gelobt zu werden, sich einer andern Gefälligkeit zu versichern, oder sich sonst einen Vortheil dadurch zu verschaffen. Dieß ist so wahr, und so allgemein unter den Menschen herkömmlich, daß man sogar ein Sprüchwort daraus gemacht hat. Aus allem, was die Menschen Gutes zu thun pflegen, leuchtet Eigennutz hervor, und zwar oft so sichtbar, daß man es mit Händen greifen kann.

Oft ist die Sache freylich so fein angelegt, daß man, dem ersten Anblicke nach, meinen sollte, der Mensch handle uneigennützig. Aber wer dem andern ein wenig tiefer ins Herz sieht, der findet am Ende wieder lauter Eigennutz. Oft betriegt uns unser eignes Herz; wir glauben, aus bloßer Nächstenliebe zu handeln, weil wir nicht sogleich einen Vortheil dabey absehen; aber wenn

wir uns genauer prüfen; so war doch wieder eine eigennützige Absicht mit im Spiele, wenn wir uns auch nicht so deutlich und lebhaft derselben bewußt waren. So ists z. B. oft nur ein geheimer Stolz, wenn mancher recht uneigennützig zu handeln meinet. Weil es jedermann fühlet, daß es doch wirklich etwas recht Schönes und Edles sey, wenn man ohne alle Rücksicht auf eigenen Vortheil, etwas Gutes stiftet: so gehet mancher darauf aus, recht uneigennützig zu handeln: und eben darum, weil er uneigennützig zu handeln scheinen will, handelt er im Grunde sehr eigennützig.

Doch, so ein feiner und versteckter Eigennutz wäre noch immer verzeihlich. Meistens ist es aber die gröbste Art von Eigennutz, welcher die Menschen regieret. Ich meine damit: Man thut das Gute aus Geldbegierde, aus irdischer Habsucht, aus Trieb nach Vergnügen; z. B. des Essen und Trinkens wegen, einer reichen Heirath, oder eines sonst zu machenden Gewinnes halber. Ein Miethling treibt seine Berufsgeschäfte zwar mit Eifer, aber er treibt sie lediglich, um seinem leidigen Eigennutze damit zu fröhnen. Er bauet das Feld fleißig, gehet am frühesten Morgen an die Arbeit, und kehret späte wieder nach Haus; er begnüget sich mit der einfachsten und schlechtesten Kost; er bestrebt sich, seine Wirthschaft täglich zu verbessern. Dieß alles wäre nun recht gut, wenn so ein emsiger und nachdenkender Mann nur kein Miethling wäre; d. h. wenn er nur alles, was er thut, in der rechten Absicht thäte; wenn

er nur nicht schon im voraus den zeitlichen Vortheil überrechnet, den ihm sein Fleiß einbringen wird. Ein Miethling hält seine Kinder in der Zucht, er führet genaue Aufsicht über Söhne und Töchter; aber nur deßwegen, damit die Kinder nicht verführet werden, und eine gute Heirath verscherzen. Ein Miethling ist wohl auch der eifrigste Bether; früh und späte hebt er seine Hände zum lieben Gott hinauf; aber sein inbrünstigstes Gebeth geht meistens nur auf gut Wetter, auf eine reiche Ernte, auf Haussegen, und andere dergleichen zeitliche Vortheile. Ein Knecht dienet seinem Herrn als Miethling, wenn er durch seinen Diensteifer sich nur beliebt zu machen, einen bessern Lohn, ein reichliches Geschenk, oder gar seines Herrn Tochter zum Weibe zu bekommen suchet. Ein Sohn, eine Tochter dienen ihren Ältern als Miethlinge, wenn sie sich durch ihren Gehorsam, durch ihre Arbeitsamkeit, nichts als schöne Kleider, ein Stück Geld zum Tanze, oder sonst etwas erwerben wollen. Ein Professionist arbeitet als Miethling, wenn es ihm nur darum zu thun ist, in der kürzesten Zeit die theuersten Arbeiten zu liefern.

Kurz, wer ein Miethling ist, der läßt sich bey allem, was er thut, nur vom Eigennutze leitet, darauf ist seine vornehmste Absicht gerichtet, dahin zielen alle seine Bemühungen.

Dergleichen Miethlinge gibt es nicht nur hinter dem Pfluge, oder an der Werkstätte; es gibt derselben in allen Ständen. Ein Beamter,

der ein Miethling ist, verwaltet sein Amt recht fleißig, er ist unermüdet im Protokollführen; aber er dienet nicht sowohl der Gerechtigkeit, als seinem Eigennutze. Ein Arzt, der ein Miethling ist, trägt die genaueste Sorge für seine Patienten; aber noch weit mehr als die Gesundheit seiner Brüder, liegen ihm die blanken Thaler am Herzen, die er sich für seine Mühe zahlen läßt.

Dieß ist also die erste Eigenschaft des Miethlings, daß er das Gute nur aus Eigennutz thut. Die zweyte Eigenschaft desselben, als eine ganz natürliche Folge aus der ersten, ist die: **Daß er das Gute unterläßt, und seine Pflicht versäumet, sobald der Eigennutz darunter leidet, oder wenigstens nichts für denselben zu gewinnen ist.**

Sehr oft, wenn man seine Pflicht thun will, hat man nicht nur keinen Nutzen davon, sondern man muß auch etwas aufopfern. Wer kein Miethling ist, thut nun geradezu, was ihm obliegt, und fragt nicht erst lange; ob er Nutzen oder Schaden haben, ob es ihm etwas oder nichts eintragen werde. Ja, wenn er offenbar voraus sieht, daß es ihm etwas kosten werde; so läßt er sich dadurch doch nicht abschrecken, als ein rechtschaffener Mann zu handeln; seine Pflicht liegt ihm näher am Herzen, als sein zeitlicher Vortheil.

Ganz anders der Miethling. Wenn jemand einen Dienst, oder irgend eine Wohlthat

von ihm verlangt, und er sieht nicht ein, wie dieser es ihm einst wieder werde vergelten können: gleich ziehet er die Hand zurück! Wenn er einem andern zu Diensten seyn soll, und es fällt ihm ein, daß er etwas in seiner Wirthschaft dabey versäumen müsse, so bittet man ihn gewiß vergeblich um jede Gefälligkeit. Wenn ein Haus im Brande steht, oder jemand im Wasser oder sonst durch einen Zufall verunglückt ist, und es fällt dem Miethlinge ein, da könnte ich mein Leben, meine Gesundheit, mein Eigenthum in Gefahr setzen, so mag das Haus immer brennen und der Verunglückte immer nach Hülfe rufen; er wird doch keine Hülfe leisten. Wenn der arme Dienstbothe krank wird, und der Miethling fürchtet, daß er ihn einige Zeit wohl umsonst werde ernähren müssen, so spricht er: statt ihn zu pflegen, und wieder zur Gesundheit zu verhelfen: was brauch ich das? — Wenn der Miethling seine Kinder zur Schule schicken soll, und er besorgt, daß ihm ein Bischen Arbeit darüber zurückbleiben möge, so ist ihm das Schulschicken eine unmögliche, oder doch höchst beschwerliche Sache. — Wenn ein armer Mann draußen im Felde läge, so wird kein Miethling anspannen wollen, um ihn in den Ort zu bringen.

Kurz, wo nur immer etwas daran zu setzen ist, wo man vergebliche Mühe hat, wo der Gewinn nicht sogleich in die Augen springt: da lassen die Miethlinge ihre Hände sinken, da ist

Pflicht ein leerer Nahme, Gewissenhaftigkeit ein sehr unkräftiges Ding. Eigennutz regieret solche Leute einmahl ganz allein, und wo der Eigennutz seine Rechnung nicht findet, da macht Gottes- und und Nächstenliebe immer vergebliche Forderungen.

L. Z.! Ich könnte diese Bemerkung noch mit unendlich viel Beyspielen belegen, und euch zeigen, daß es wirklich so, und nicht anders, in der Welt hergehet. Der Reichste wie der Ärmste, der Handwerker, wie der Taglöhner, alles, alles wird vom Eigennutze getrieben. Der Eigennutz ist der Abgott der Menschen, den sie täglich anbethen; der Eigennutz ist ihr Gesetzgeber, dem sie unbedingt folgen; der Eigennutz gehet bey ihnen über Pflicht und Gewissen; wo der Eigennutz aufhört, da hört alle Frömmigkeit, alle Nächstenliebe, alle Berufstreue, alle Gewissenhaftigkeit auf. Dem Eigennutze opfert man Kräfte, Gesundheit, Leben, Zufriedenheit, Ruhe, Vergnügen auf; aber das geringste Opfer, das man seiner Pflicht bringen muß, hält man für unersetzlichen Verlust.

Ist das aber Christensinn? Folgen wir da dem guten Hirten nach, der selbst sein Leben für seine Schafe hingab? Nein, Miethlinge sind wir da. Ein Miethling verläßt die Schafe, wenn er sie mit Gefahr seines Lebens gegen den Wolf vertheidigen soll. So verlassen wir unsern Nebenmenschen, wenn wir ihn dienen, und etwas von dem Unsrigen anwenden sollen. Darum setzen die meisten Christen ihre ganze Frömmig-

keit im Bethen, weil Bethen weiter nichts kostet. Aber ich weiß gewiß, wenn aufs Bethen und Kirchengehen ein Zoll gelegt wäre, wenn man sich dem lieben Gott nicht nähern dürfte, ohne mit reichlichem Opfer versehen zu seyn: so würden bald alle Kirchen leer stehen.

Und so lange noch Eigennutz die Menschen regiert; so lange wir nicht dem guten Hirten Jesus ähnlich werden, und uns nur von Gottes- und Nächstenliebe regieren lassen; so lange Gutes zu stiften, wie und wo wir nur immer können, und gewissenhaft unsere Pflicht zu erfüllen, nicht unsere erste Angelegenheit ist: so lange wird es nicht besser in der Welt, und das Christenthum ist nur den Nahmen nach, aber nicht in der That, unter uns vorhanden.

Fordert es denn nicht aber schon die Dankbarkeit gegen unsern Erlöser von uns, daß wir uns hierin nach seinem Beyspiele richten, und so uneigennützige Freunde alles Guten werden, wie er es war! Wollen wir denn der Nächstenliebe und unserer Pflicht gar nichts aufopfern, da unser Herr so unendlich vieles für uns aufgeopfert hat? Trug er nicht alle Schmerzen un d Mühseligkeiten des irdischen Lebens, uns zu Liebe? Ging er nicht in den Tode für uns? Verließ er nicht unsertwegen seine himmlische Herrlichkeit auf so viele Jahre? Und wir wollen, wenn wir etwas Gutes thun können, immer erst so ängstlich und genau berechnen, was es uns kosten möge, was wir allenfalls unserem eigenen Vortheile da-

bey vergeben können? Wie räumt sich dieß zusammen? Überlegten dieß doch alle Menschen immer recht ernsthaft! Gewiß, sie würden nicht so langsamen Schrittes dareingehen, wenn sie aufgefordert würden, auch ohne augenscheinlichen Gewinn, irgend eine gute Sache zu befördern.

Unser Heiland, eben weil er ein guter Hirt ist, kennt all die Seinigen; er kennt also auch die Miethlinge, und er kennt jene, die gute Hirten, d. h., uneigennützige Wohlthäter der Menschen sind, wie er. Diese wird er einstens zu sich versammeln, und ihnen reichlich wiedergeben, was sie Gott und dem Nächsten zu Liebe aufgeopfert haben; der Miethling aber wird mit leerer Hand ausgehen. Amen.

---

## Am Sonntage Jubilate.

### Warnung vor Schadenfreude.

Text.

Ich versichere euch theuer: Ihr werdet schreyen und weinen, die Welt aber wird sich freuen. Joh. XVI. 20.

Wie es der Heiland vorher gesagt hatte, daß es nach seinem Tode mit den Jüngern gehen würde: so geschah es. Die Welt freuete sich, die Jünger aber klagten und weinten. Diese weinten, weil sie ihren besten Freund, ihren liebsten

Meister eingebüßt hatten: die Welt, und besonders die Sekte der Pharisäer freuete sich, daß nun der Betrieger, wie sie ihn nannten, der ihrem Ansehen und Eigennutze so gefährlich war, endlich aus dem Wege geräumet sey. Sich aber freuen, daß es dem andern übel gehet, heißt man Schadenfreude. Und so eine Schadenfreude hatten die Pharisäer an dem Tode Jesu und an dem trostlosen Zustande der Jünger.

Auf diese Art, l. Z.! freuet sich noch heut zu Tage gar mancher Christ. Wenn mancher höret, daß einem andern irgend ein Unheil begegnet sey, so hat er darüber oft eine so herzliche Freude, als wenn ihm selbst das größte Glück widerfahren wäre. Es ist ein abscheulicher Fehler des menschlichen Herzens, daß ihm fremdes Unglück Freude macht. Man darf immer mit Grunde annehmen, daß ein schadenfroher Mensch ein wirklich böser Mensch seyn müsse. Ich wüßte wenigstens sonst nichts, was mir die gute Gesinnung eines Menschen so verdächtig machen könnte, als wenn ich ihn über einen Unglücksfall irgend eines andern heimtückisch würde lächeln sehen. Vor so einem Menschen würde ich mich sorgfältig hüthen, und ihn jedes Vertrauens unwerth halten. — Meine Absicht gehet also jetzt dahin, euch vor Schadenfreude zu warnen, indem ich euch zeuge:

1) Wie unchristlich;

2) Wie vergänglich die Schadenfreude sey.

1) Man freuet sich über das Unglück seines Nebenmenschen entweder aus Neid oder Feindschaft, oder auch aus gar keiner andern Ursache, als weil man ein schadenfroher Mensch ist. Man beobachtet sehr oft, daß gewisse Leute immer eine heimliche Freude empfinden, wenn sie hören, daß es andern übel gehet. Und oft haben ihnen dieselben nicht das geringste zu Leide gethan; sie stehen weiter in keiner Verbindung mit einander, haben nichts mit einander zu thun, und also gar keine Ursach, einander zu beneiden, oder zu hassen. Die Schadenfreude mag nun vom Neide und Feindschaft, oder überhaupt aus einem schadenfrohen Gemüthe herrühren; so ist sie alle Mahl eine höchst unchristliche Freude: denn sie widerstrebt dem Grundgebothe des Christenthums, sie widerstrebt dem Geiste der Liebe, der der christlichen Religion so ganz eigen ist; sie widerstrebt dem allgemeinen Brudersinne, der alle Christen, hohe und niedere, reiche und arme, bekannte und unbekannte, aufs engste mit einander vereinigen soll. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich jetzt die Vorschriften zur christlichen Nächstenliebe, die unser Erlöser und seine Aposteln den Ihrigen so oft einprägen, der Reihe nach alle anführen sollte. Doch vernehmet einige derselben aus dem Briefe des h. Paulus. An die Römer schreibt er im 12ten Cap: Die Liebe sey ungeheuchelt; hasset das Böse, haltet fest am Guten; die brüderliche Liebe, die ihr einander zu erweisen habt, sey zärtlich; und V.

14. 15. Segnet eure Verfolger, segnet und verwünscht sie nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden. Im ersten Briefe an die Corinther: die Liebe ist großmüthig und gütig, die Liebe ist nicht neidisch, die Liebe freuet sich nicht über Ungerechtigkeit, sondern über Wahrheit. Im Briefe an die Philipper: Macht meine Freude vollkommen dadurch, daß ihr gleich gesinnt, gleich liebreich, und ein Herz und eine Seele seyd. Im Briefe an die Colosser: Ziehet als von Gott Erwählte, Heilige und Geliebte inniges Mitleiden, Gütigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld an: — Hauptsächlich übet die Liebe, welche das Band der Vollkomenheit ist. Im Briefe an die Thessalonicher: In Ansehung der Bruderliebe habt ihr keine Vorschriften nöthig, denn ihr selbst seyd von Gott belehrt, daß ihr einander lieben sollet.

Wie nun? wenn Christus sich über das Unglück anderer freuen, wenn es ihnen wohl thut, da wo es dem andern übel gehet, wenn Schadenfreude unser Herz einnimmt; lassen wir uns da noch von christlicher Nächstenliebe regieren? Weinen wir da mit Weinenden? Nein, wir freuen uns über Weinende, und wir trauern über Fröhliche.

Ist aber unsere Schadenfreude eine Folge des Neides oder der Feindschaft, die wir gegen andere tragen, so ist ja Neid und Feindschaft durch das Christenthum eben so verbothen, eben

so verdammungswürdig, als es die Schadenfreude ist, welche daraus folget. Hegen wir aber Schadenfreude, weil wir einmahl ein schadenfrohes Herz haben, so ist ja eben dieß das sicherste Zeichen, daß es uns gänzlich an Nächstenliebe fehlet. Und kann man denn ein Christ seyn, wenn man sich nicht in allen seinen Wünschen und Begehren, Thun und Lassen, Reden und Handeln von der Nächstenliebe leiten und regieren läßt?

Ja, l. Z.! das bedenket doch nur alle Mahl, wenn euch von eurem Nebenmenschen etwas Schlimmes erzählt wird; und sich alsdann eine heimliche Freude darüber bey euch regen sollte. Verweiset euch doch so etwas alle Mahl selbst, bestrafet euer eignes Herz wegen einer so unchristlichen Freude. Fasset dann einen kräftigen Spruch der heiligen Schrift, wodurch wir zur theilnehmenden Nächstenliebe ermahnet werden, recht ernstlich zu Gemüthe; z. B. erinnert euch der Worte Pauli: **Brüder, freuet euch mit Fröhlichen und weinet mit Weinenden.** Gewiß alle Schadenfreude wird dann aus eurem Herzen weichen, und die theilnehmende Liebe des Christen wird Platz darin nehmen.

**So unchristlich die Schadenfreude ist, eben so vergänglich ist sie auch.**

2) Wer sich über Verdruß und widrige Zufälle eines andern freuet, dessen Freude kann von keiner Dauer seyn; eben deßwegen, weil es eine ungerechte, verdammungswürdige Freude

ist. Denn auf dieser Welt wechselt Freude und Leid, Glück und Unglück immer mit einander. Niemand ist immer unglücklich, niemand auch unaufhörlich glücklich. Heute scheint uns die liebliche Glückssonne an, vielleicht morgen schon versinken wir in finstern Kummer. Wer sich heute über das Unglück seines Nebenmenschen freuet, der ist nicht sicher, daß ihm nicht morgen schon das nähmliche, oder ein noch weit größeres Unglück, treffen werde. Die Schadenfreude kann daher nicht anders als äußerst vergänglich seyn.

Ja, m. L.! darin zeigt sich Gottes gerechte Vorsehung, und damit straft sie schadenfrohe Menschen, daß sie oft diejenigen, denen ihr Unglück von andern gegönnt wurde, von aller Noth errettet; diejenigen aber, welche über fremde Noth sich freueten, oft in das nähmliche Unglück stürzet. — So erging es den Juden, welche sich über Jesu Leiden und Tod, und über die große Bekümmerniß der Jünger herzlich freueten. Die Welt freuete sich, die Jünger aber weinten und schrien. Aber nicht immer ging es so. Durch Jesu Auferstehung kehrte wieder Freude und Trost in aller Jünger Herzen zurück. Nun war das Frohlocken an ihnen, und das Trauern und Weinen an den schadenfrohen Juden. Denn von jener Zeit an ging in Jerusalem und im Lande immer alles schrecklich durcheinander. Friede und Glück schienen auf immer aus Jerusalem verbannt zu seyn, und mit dem Anrücken des Römers Titus, vor Jerusalem, stieg die Noth gar aufs

höchste. Kummer und Verzweiflung und jede Plage des Krieges, lagen nun schwer auf dem unglücklichen Volke.

Freuet euch also ja nicht über das Unglück eurer Brüder; es möchte euch sonst das nähmliche, oder noch etwas ärgeres wiederfahren. Gönnet niemanden sein Unglück, wer es auch immer sey; gönnt es weder dem Reichen noch dem Armen, weder dem Rechtschaffenen noch dem Bösewichte, weder dem Freunde noch dem Feinde, weder dem Einheimischen noch dem Fremden. — Die Schadenfreude ist eine vergängliche Freude; und endiget sich überdieß noch sehr oft mit Bitterkeit. — Gehet dem Nachbar etwa ein Stück Vieh zu Grunde: freuet euch darüber nicht, wenn er es auch von euch gekauft, und euch sogar bey dem Handel betrogen haben sollte. Ihr könnt ja nicht wissen, ob euch nicht morgen oder übermorgen ebenfalls ein Stück fallen, und eure Schadenfreude euch dann sehr theuer zu stehen kommen werde. Wird ein reicher Geitzhals durch nächtlichen Einbruch etwa bestohlen; freuet euch darüber nur nicht, denn wer bürget euch dafür, daß nicht euer Häuschen, und das Wenige, was ihr habet, über kurz oder lang im Rauche aufgehen könne, und dann eure Armuth noch weit drückender für euch werde, als dem Reichen jetzt sein Diebstahl schmerzlich ist. — Spricht man viel übels von eurem Feinde: freuet euch darüber nicht. Wisset ihr denn, ob nicht andere eben so von euch reden; oder können nicht täglich niederträchtige

Verleumder über euch herfallen, und alles Arge von euch reden und ausbreiten? — Wie schlimm würde dann die Schadenfreude für euch ausgehen, wenn ihr so viel Arges hören müßtet!

Was sich nicht auf Recht und Billigkeit gründet, kann keinen Bestand haben; die Schadenfreude ist eine ungerechte Freude, darum kann sie keine dauerhafte Freude seyn; denn die Ungerechten bauen ihre Werke immer auf Sand, darum wird es der Herr zerstören. Die schadenfrohen Menschen macht Gott zu Schanden; es gehet an ihnen in Erfüllung, was David im 70. Psalm ihnen anwünscht. Schämen müssen sich und zu Schanden werden, die mir nach dem Leben stehen; zurückbeben und erröthen, die sich meines Unfalls freuen; weichen müssen sie plötzlich vor Scham, sie, die mir entgegen rufen: da, da! Und so beschämt Gott wirklich sehr oft alle schadenfrohe Menschen. Heute lachen sie über fremdes Unglück, morgen weinen sie über ihr eigenes.

Absalons Freunde freueten sich höchlich, da sie den König von Noth und Kummer so sehr beklemmt, und Absalons Unternehmen so glücklich von Statten gehen sahen. Aber diese Schadenfreude, wie bitter war ihr Ausgang! Absalon kam um, und alle seine Anhänger fielen im Gemetzel, welches Davids siegreiches Heer so fürchterlich unter ihnen anrichtete. Die Ägypter freueten sich, da sie die armen Israeliten wie Lastthiere bedrückt sahen. Die Freude währte

nicht lange: erschreckliche Landplagen kamen über Ägypten, und Jedermann klagte und seufzte, daß doch der König das Volk möchte ziehen lassen.

Hüthet euch also doch vor aller Schadenfreude: denn es ist wirklich eine Satansfreude. Christen, die sich über das Unglück ihrer Brüder freuen, sind wie Satane. Als der fromme Hiob vieles leiden mußte, als die Feinde seine Herde wegtrieben, seine Kinder unter ihrer Wohnung begraben wurden, ihn selbst der gräßlichste Aussatz peinigte, und sogar das Weib seiner spottete: da wird sich der Satan gewiß recht sehr darüber gefreuet haben. Nicht viel besser ist die Freude der Menschen über das Unglück ihrer Mitmenschen.

Gute Christen, die sich unter einander als Glieder eines Leibes ansehen, wovon Christus das Haupt ist, betrüben sich vielmehr, wenn es andern übel ergehet. Wie alle Glieder am Leibe leiden wenn eines leidet, wie es dem ganzen Körper wehe thut, wenn eine Hand oder ein Fuß leidet: sehet eben so soll es auch unter den Christen seyn. Mit Weinenden sollen sie weinen, und mit Fröhlichen sich freuen. Das ist Christensinn.

Wohl dem, der alle Schadenfreude aus seinem Herzen verbannt hat, und sich von der mitleidigen Liebe regieren läßt! Zur Zeit der Noth wird er viele Freunde, viele Tröster finden; und

Gott selbst wird bey einbrechender Noth sein Helfer und Erretter seyn. Amen.

---

# Am Sonntage Cantate.

## Von den oft unrichtigen und verkehrten Urtheilen der Menschen über das, was für sie gut oder böse ist.

### Text.

Weil ich euch das gesagt habe, ist euer Herz von Betrübniß voll. Allein ich versichere nach der Wahrheit, es ist euer Vortheil, daß ich hingehe. Joh. XVI. 6—7.

Die Jünger betrübten sich darüber, daß ihr Meister gesagt hätte, er gehe hin zu dem, der ihn gesandt habe. Das Weggehen lag ihnen dabey nur am Herzen, aber das Hingehen zum Vater erregte ihre Aufmerksamkeit gar nicht. So vergaßen sie das Gute und Tröstliche, das in diesen Worten für sie lag, und grämten sich da, wo sie sich doch hätten freuen sollen. Sie erkannten es nicht, wie vortheilhaft das Hingehen zum Vater für sie selbst sey. Der Abschied eines so lieben Freundes, wie ihr Meister war, ist zwar immer etwas schmerzliches. Wenn es aber ein segensvoller Abschied ist, wenn so viel Gutes daraus entstehet, wie aus dem Abschiede Jesu, dann

ist er immer wünschenswerth und erfreulich. Der Heiland beruhigte sie daher auch ganz herrlich ihrer unzeitigen Bekümmerniß halber, und sagte es ihnen recht nachdrücklich, wie nützlich sein Abschied von der Welt für sie seyn werde. Der Hauptgrund zu ihrer Beruhigung war der: **Wenn ich nicht hinginge, so käme der Beystand nicht zu euch. Wenn ich aber hingehe, so will ich ihn zu euch senden.**

Wie die Jünger Jesu irrig dachten, da sie etwas sehr Gutes für böse aufnahmen: so denken noch heut zu Tage gar viele Menschen. Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß die Leute oft nicht recht wissen, was wirklich gut und nicht gut für sie ist. Denn oft halten wir

1) **Für gut, was uns böse ist;**
2) **Für böse, was gut ist.**

1) **Ueber nichts urtheilen die Menschen so leicht falsch, als über das, was gut oder böse, nützlich oder schädlich für sie ist.** So viele machen sich selbst unglücklich, und im Grunde wollen sie sich nicht unglücklich machen: denn Jedermann will, daß es ihm wohlgehe. Aber wenn sie sich denn doch unglücklich machen, so kann das nur daher kommen, daß sie nicht recht verstanden, was gut oder böse für sie war. Sie meinten sich vielleicht recht wohl zu thun, indeß sie sich ihr Verderben bereiteten. Eine Hauptursache, daß die Leute sich oft an dem irren, was ihnen gut oder böse ist, liegt wohl darin, daß

sie nur immer auf das Gegenwärtige sehen, ohne zu bedenken, was für Folgen jede Sache über kurz oder lang für sie haben könne, oder haben werde. Allzu heftige Begierden, Leichtsinn, Unbesonnenheit, wenden unser Auge von der Zukunft ab; und so rennen wir denn selbst in unser Unglück. Soll ich euch Beyspiele anführen, daß die Menschen wirklich oft für gut halten, was ihnen böse ist? — O, die habt ihr alle Tage vor Augen; ihr könnet sie nur von euch selbst hernehmen. — Da meint mancher wunder welch ein großes Glück er gemacht habe, daß ihm eine reiche Erbschaft zugefallen sey. In der Folge wird er vielleicht ein liederlicher Verschwender, der er bey einem geringern Vermögen nicht geworden wäre, und kommt dadurch an den Bettelstab. Dort thut einer eine reiche Parthie, er hält sich für den glücklichsten Menschen unter der Sonne. Nach einigen Jahren entdeckt er Fehler an der theuren Person, die ihm denn vielleicht sein ganzes Leben hindurch Kummer und Verdruß macht. So manchem ist Trinken oder Spielen die größter Seligkeit des Lebens. Über kurz oder lang verwünscht er das Spielen, und in allen Gliedern fühlet er die traurigen Folgen seiner Unmäßigkeit. Junge Leute, die sich oft in den Ergießungen einer ausschweifenden Liebe so äußerst selig fühlen, verfluchen dann gar oft, wiewohl zu spät, die erste Stunde ihrer Bekanntschaft. Ein ungerathner Sohn verläßt seine Ältern, und tritt in die Welt: nun ist ihm so wohl, daß er frey und ungebunden ist. Nach nicht langer Zeit

kommt er zerlumpt und elend, am Leibe und der Seele verdorben, zurück; und nun erst erkennt er es, wie böse die Freyheit für ihn war. Ein Volk empört sich gegen seine rechtmäßige Obrigkeit, und triumphirt über seine Freyheit und Gleichheit. Nach einem Jahre schon verwünscht es voll Zorn und Unwillen die Anfangs so hochgepriesene Freyheit.

So wahr ist es, daß Leute oft dasjenige für recht gut halten, was im Grunde sehr üble Folgen für sie hat. Ja, alles Unglück, das die Menschen von je her sich selbst zugezogen haben, schien im Anfange fast immer die größte Wohlthat für sie. Die Israeliten verlangten einstens Fleisch; Gott gab es ihnen im Überfluße. Da befanden sie sich nun recht wohl dabey, und glaubten nicht, daß etwas so schlimmes nachkommen werde. Allein, weil sie es unmäßig genossen, wurden sie von Krankheiten heimgesucht, woran viele starben. Das war nun für sie sehr böse; und doch befanden sie sich Anfangs recht gut beydem Fleischessen. Unsere ersten Ältern aßen von einer Frucht, wodurch sie den Göttern ähnlich und unsterblich zu werden hofften. Aber statt dessen hatten sie Trübsal und Schmerzen ihr Leben lang.

Vieles scheint anfänglich gut, was es an sich nicht ist. Vieles ist wohl auch auf eine Zeit lang gut, aber es ist es nicht immer. Manches ist unter gewissen Umständen, oder nur in einem ge-

gewissen Maße vortheilhaft; aber in andern Umständen, im Übermaße ist es schädlich. Wenn nun Menschen nicht klug und vernünftig genug sind, aufs Gegenwärtige und Zukünftige, auf Ziel und Maß, auf Umstände und alle Folgen ihrer Handlungen, Rücksicht zu nehmen: so machen sie sich oft unglücklich, indeß sie sich recht wohl zu thun meinen. Das Glück dieses Lebens ist wie ein Irrwisch, oder ein brennender Dunst in der Ferne. Wenn der Wanderer bey der Nacht seinen Weg verfehlet hat, so gehet er diesem Scheine nach, in der frohen Hoffnung, seine Heimath oder einen Wegweiser zu finden. Und ehe er sichs versieht, hat ihn der täuschende Schein in Abgründe gelockt, aus welchen er sich oft nicht zu retten weiß.

2) Sehr oft halten aber auch die Menschen etwas für böse, was im Grunde recht gut für sie ist. Ein Beyspiel habt ihr an den Jüngern Christi im heutigen Evangelium. Das Hingehen Jesu zum Vater verursachte ihnen große Betrübniß; sie meinten, dieses Hingehen könne für sie keine andern, als traurige Folgen haben. Und wie gut war es doch für sie, daß Jesus zum Vater ging! Nun kam Gottes Beystand auf sie herab, die Wahrheit der Lehre Christi bestätigte sich, die Sache Gottes hatte bessern Fortgang, und der Geist des Irrthums und der Bosheit war zu Schanden gemacht. Daran dachten aber die guten Jünger nicht.

So halten auch jetzt noch manche Leute etwas für Unglück, was doch vielleicht ihr größtes Glück ist. Ich will euch wieder einige Beyspiele aus dem täglichen Leben geben.

Es soll einer von euch in Gesellschaft guter Bekannten eine Reise wohin machen, etwa um einen vortheilhaften Handel zu schließen. Gerade füget sichs, daß derselbe krank ist, und also nicht mitgehen kann. Ey, denkt er: diese vortheilhafte Gelegenheit entgehet mir jetzt auch wieder. Nach einigen Tagen bekommt er die Nachricht, daß die Reisenden auf dem Wege von Räubern ganz ausgeplündert wurden. Nun dankt er Gott, daß ihm seine Krankheit nicht mitgehen ließ. Was ihm erst böse schien, hält er jetzt selbst für ein großes Glück. — Ein junger Mensch wird von seinen Kameraden an einem Markttage zu einer gewissen Lustbarkeit in ein Wirthshaus eingeladen. Der Vater hält ihn davon zurück, und überträgt ihm dafür gewisse Geschäfte. Der böse Vater, denkt der Sohn, gönnt seinen Kindern keine Freude. Die Bursche kommen zusammen, zechen und sind guter Dinge; sie berauschen sich, es entstehet Zank unter ihnen, und endlich eine blutige Schlägerey. Einer von ihnen kommt ums Leben, mehreren werden Arme und Beine entzwey geschlagen. Nun dankt der Sohn seinem Vater, daß er ihn von dieser bösen Gelegenheit zurück gehalten hatte. Ein junger Mann muß Vater und Mutter verlassen, und zur Vertheidigung seines Vaterlandes ins Feld ziehen. Ein trauriges Schicksal! Er möchte Tag

und Nacht weinen. Nun wird er ein tapferer und braver Soldat; und weil er in seiner Jugend was gelernt hat, so hat er das Glück, ein vornehmer Officier zu werden. Nach dem Kriege kommt er wieder gesund und wohlbehalten zu seinen Ältern zurück; diese und jedermann im Dorfe freuen sich nun, daß alles mit ihm so gut gegangen ist.

Dergleichen Beyspiele hat die Geschichte zu hunderten. Erinnert euch an den Joseph in Ägypten. Daß ihn seine Brüder an fremde Kaufleute verhandelten, mußte ihn Anfangs sehr niederschlagen. Was kann trauriger seyn, als von seinen eigenen Brüdern an ein fremdes Volk verkauft zu werden, ohne Hoffnung, des Vaters Angesicht, und die liebe Heimath je wieder zu sehen. Und doch war dieß die erste Veranlassung zu seinem nachherigen Glücke. Denn was hernach aus ihm geworden ist, wisset ihr ja alle. Moses schwamm schon in einem Körbchen auf dem Wasser. Wie mags wohl da der armen Mutter desselben ums Herz gewesen seyn! Aber getrost: Moses fand im Körbchen sein Glück; eine Prinzessinn nahm ihn aus dem Wasser, und Moses wurde ein berühmter Mann. Jakob muß vor dem Zorne seines Bruders aus dem väterlichen Hause flüchten. Dem Anscheine nach ein trauriges Schicksal! Aber es schlug recht gut für ihn aus. Auf der Flucht schon hatte er eine sehr erfreuliche Erscheinung von Gott; in Mesopotamien ward er ein reicher Mann, und zog mit

Überfluß und Kindern gesegnet wieder in seine väterliche Heimath zurück.

Sehet! so wendet Gott oft dasjenige zu unserm Besten, wovon wir vorher das Schlimmste besorgten. Haben wir nun unsere Unfälle nur nicht selbst verschuldet: so können wir immer ruhig dabey seyn, und uns mit dem Gedanken trösten, daß der Menschen größtes Unglück oft ihr größtes Glück sey. — Haben wir uns aber unser Übel durch ein sündliches Leben selbst zugezogen, nun so wird uns dasselbe freylich nichts nützen; wenigstens, so lange wir uns nicht bessern. Verlassen wir aber den Weg des Bösen, und wir fühlen gleichwohl noch lange hinterher die bösen Folgen desselben, so wird auch das zu unserm Besten gereichen; es wird uns in unserm guten Sinne um so mehr bestärken, unser Herz noch vollends von aller Sünde losreißen, und bey Gott allein uns Hülfe und Trost suchen lehren.

Was lernen wir denn nun aus dem Gesagten? Die Menschen, sagte ich erst, halten oft für gut, was für sie böse ist.

L. Z.! Wenn wir gewissenhafte Leute sind, und uns vor Sünde und Unrecht hüthen, so werden wir selten an dem irre werden, was gut oder nicht gut für uns sey. Rechtthun ist immer gut, Unrechtthun kann nie gut seyn: aus Gutem folgt Gutes, aus Bösem Böses. Lasset uns also Gottes Gebothe vor Augen haben, und unsträflich vor dem Herrn wandeln: so werden wir nie unser wahres Glück verfehlen. Ich sagte euch ja vorhin, daß die Christen nur deßwegen

oft für gut halten, was doch sehr böse für sie ist, weil sie nur ihren Begierden, Leidenschaften, und nicht der Stimme Gottes, der Stimme ihrer Vernunft folgen. Jeder von uns wünschet, daß es ihm wohl gehe. Aber greifet nur nicht nach jedem Vergnügen, jedem Gewinne, der sich euch darbiethet. Fraget euch immer erst: kann ich auch mit gutem Gewissen dazu gelangen? Verletze ich keine meiner Pflichten, wenn ich mir auf diese oder jene Weise wohl zu thun meine? — Wer sein Glück nie anders suchet, als mit gutem, reinem Gewissen, der findet es sicher; und wer jedes Mahl erst fragt und untersucht, ob etwas recht und gut ist, ehe er fragt, ob etwas ihm nützlich und angenehm ist, der wird sich selten oder nie an dem irren, was wirklich und was nur dem Scheine nach gut ist.

Treffe euch dann noch so viel Ungemach, nähme euch der Tod die besten Freunde von der Seite, folge ein Hauskreuz auf das andere, werfe euch eine Krankheit darnieder, die Ernte mißrathe, der Feind komme ins Land; nun, so könnt ihr euch mit dem herzlichen Vertrauen zu Gott trösten und beruhigen, daß seine Weisheit und Güte auf dieser Erde so manches recht gut mache, was die Menschen Anfangs für Böse hielten. — Ja, wir Kurzsichtige wissen oft nicht, was wir begehren; wir seufzen und weinen oft da, wo wir Ursache hätten, uns zu freuen. Wir sehen oft nichts als Elend und Unglück vor uns, indeß schon alles Gute daraus für uns aufkeimet. Wie in nassen Aprilstürmen die Saat sich hebt,

und die schönste Ernte bereitet, wie nach einem schwarzen Gewitter die Sonne glänzender scheint, und wie aufbrausenden Sturm gemeiniglich liebliche Stille erfolget, eben so gehet dem Menschen aus Traurigkeit Freude, aus widrigen Schicksalen sehr oft die dankenswertheste Wohlfahrt hervor. Amen.

---

## Am Sonntage nach Christi Himmelfahrt.

### Wie gut es für den Menschen sey, sich auf jedes künftige Uebel gefaßt zu machen.

Text.

Dieß alles habe ich euch darum gesagt, damit ihr nicht geärgert werdet. Joh. XVI. 1.

Keine Trübsale treffen so hart, als die ganz unerwartet kommen. Das wußte der Heiland, darum suchte er seine Freunde auf die größten Drangsale vorzubereiten, die nach seinem Hingehen von der Erde ihrer warteten. Es

kommt die Zeit, sprach er: wo jeder, der euch tödtet, glauben wird, er erweise Gott einen angenehmen Dienst.

Eine fürchterliche Verfolgung für Menschen, wenn sie um Gottes willen verfolgt werden! Denn keine Wuth ist so blind und so grausam, als die von einem falschen Religionseifer angezündet wird. Die alte und neueste Geschichte hat mehrere fürchterliche Beyspiele von dergleichen barbarischen Verfolgungen. Wie unmenschlich wurden nicht die Juden, immer verfolgt von Schwärmern, die dadurch die Gnade Gottes verdienen wollten. Doch solcher Unsinn ist nun bey uns vorüber: wir Christen glauben nun Gott keinen Dienst mehr zu erweisen, wenn wir Menschen wegen verschiedenen Meinungen morden; wir wissen vielmehr, daß es Pflicht für uns sey, auch die zu lieben, denen Gutes zu thun, die nicht unsers Glaubens sind.

Zu den Zeiten Jesu dachte man aber wohl nicht so, denn sonst hätte der Heiland nicht nöthig gehabt, seinen Jüngern vorher zu sagen, wie viel sie um ihres Glaubens willen würden auszustehen haben. Und da war der Heiland sehr klug und vorsichtig, daß er seine Freunde auf die bevorstehende Noth aufmerksam machte; denn so wurden sie nicht geärgert, als sie wirklich eintraf; sie hätten indessen Zeit, sich mit Muth und Unerschrockenheit gegen die harten Verfolgungen zu rüsten; sie konnten hernach allen Drangsalen

um so leichter widerstehen, auch manchen durch Klugheit ausweichen.

Möchten wir Christen doch auch immer so klug seyn, daß wir uns auf künftige Trübsale allezeit gefaßt machten! Möchte uns kein Übel, auch das ärgste nicht ganz unerwartet kommen; es würde uns sicher nie so hart treffen, als jetzt, da wir uns von der Zukunft gewöhnlich lauter Gutes versehen.

Und sehet, das soll jetzt mein Geschäft seyn, daß ich euch sage, wie gut es für den Menschen sey, sich auf künftiges Uebel gefaßt zu machen. Merket euch alles wohl, was ich jetzt sage.

Es gibt Menschen, die, wenn sie von irgend einem Unglücke betroffen werden, fast in Verzweiflung gerathen; sie seufzen, sie ringen die Hände, sie sind untröstlich, sie hören nicht auf vernünftige Vorstellungen, wenn ein Freund sie etwa gern beruhigen möchte; sie sind gleichsam im Zustande der Raserey. Untersucht man, woher das komme, so ergibt sichs meistens, daß diese Leute auf dem schmerzlichen Unfall sich gar nicht vorgesehen hatten; er überfiel sie, wie Träumende, die sich lauter süße Hoffnungen machen, und ein endloses Glück sich vorbilden. Heli, der Priester fiel vom Stuhle und brach den Hals; warum? weil ihm die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht, und von dem traurigen Schicksale seiner Söhne ganz unerwartet kam. Esau war untröstlich, weil er glaubte, der letzte Segen des Vaters könne ihm

als dem Erstgebornen gar nicht fehlschlagen. Hätten sich alle diejenigen, die jemahls durch traurige Zufälle entweder zur Verzweiflung gebracht wurden, oder sich von Kummer aufzehren ließen, von der Zukunft keine so schmeichelhafte Hoffnungen gemacht, hätten sie sich auf das Ärgste, was ihnen begegnen könne, mit christlichem Muthe gefaßt gemacht: so würde ihnen jeder widrige Zufall erträglich gewesen seyn, sie würden dadurch nicht allen Trost, alle Ruhe, oder vielleicht gar ihr Leben selbst eingebüßt haben.

Der Mensch und besonders der Christ kann ungemein vieles ausstehen, wenn er nur Muth und Standhaftigkeit besitzt Wie groß waren die Leiden des guten Hiobs. Alles vereinigte sich, um ihn recht empfindlich zu quälen. Er war kein Christ, und er war doch schon so vernünftig und edel gesinnet, daß er bey aller Klage, die er führte, sich doch immer wieder selbst kräftig genug zu beruhigen wußte, durch Vertrauen auf Gott, den er seinen Befreyer nannte, durch die Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen, durch die frohe Aussicht auf eine bessere Zukunft, und durch das erquickende Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit. So viele herrliche Trostgründe wußte sich schon ein Mann zu schaffen, der nur seinem unverdorbenen Herzen, und seinem gesunden, schlichten Menschenverstande folgte!

Was aber dem Dulder Hiob seine Leiden besonders erleichterte, war dieß: daß er sich auf alles Schlimme schon vorher gefaßt gemacht hatte. Er war bereit alles zu verlieren;

ja er erwartete noch größere Unfälle, als wirklich über ihn kamen. Darum schlug dem Satan auch seine Absicht fehl, den untadelhaften Mann muthlos zu machen. Was war unter andern auch vorzüglich mit Ursache, daß unser Erlöser allen seinen schweren Leiden nicht unterlag? Seine gänzliche Hingebung in alle Widerwärtigkeiten war es, wodurch ihm keine Qual zu bitter, keine Beschwerde zu abschreckend wurde. Es ergehet dem Menschen, der von Trübsalen bestürmet wird, wie einer Stadt, die der Feind angreift: hat sie sich in einen guten Vertheidigungsstand gesetzt: so werden die wüthendsten Angriffe des Feindes immer abgeschlagen; wird sie aber unvorbereitet überfallen: so wird sie den Feinden gar leicht zur Beute. Jeder Mensch wird in diesem Leben von Sorgen und Trübsalen mehr oder weniger bestürmet; wir sind heute nicht sicher dafür, daß uns morgen nicht etwas sehr Schlimmes begegnen werde: heut noch kann uns Vater oder Mutter, oder der beste Freund, unsere einzige Hoffnung, an der Seite sterben; heute noch kann unsere Wohnung in Flamme aufgehen; heute noch kann uns eine Krankheit so heftig angreifen, daß sie uns auf unsere Lebenszeit elend machet; dieß alles und noch weit mehr kann uns heute noch treffen: so lasset uns also jetzt noch Muth fassen, uns jetzt noch mit Stärke und Geduld waffnen, um jeden schlimmen Zufall aushalten zu können.

Die Gewohnheit, die Bekanntschaft mit einem Uebel, benimmt demselben alle

Mahl sehr viel von seiner fürchterlichen Gestalt. So lasset uns denn jetzt schon, wenigstens in Gedanken, mit jedem Übel gleichsam vertraut werden, uns jetzt schon mit unserer Betrachtung in allerley unglückliche Zustände versetzen, in die wir gerathen könnten. Die Erfahrung zeiget: Je mehr man schon gelitten, je kummervoller man schon gelebet hat, desto mehr ist man im Stande zu leiden, desto leichter erträgt man jede Noth.

Das bringt nun einmahl unsere Natur so mit sich: daß alles Neue, Unbekannte, noch nie Erfahrene, viel mächtiger auf uns wirkt, unsere Sinne weit mehr erschüttert, unser Herz weit mehr angreift, als was uns beynahe alltäglich geworden ist. Eine Krankheit schmerzt nie empfindlicher, als im Anfange: hält sie länger an; so gewöhnet man sich endlich, so zu sagen, an die Schmerzen, oder man fühlet sie wenigstens nicht mehr so lebhaft. Wem es lange wohl gehet, wer lange von Unfällen unangefochten bleibt, den trifft jedes Unglück viel heftiger, als den, der nie eines beständigen Glückes genoß. Nun wollen wir zwar nicht wünschen, daß uns immer etwas Schlimmes begegnen möge, um auf das Allerschlimmste gefaßt zu seyn; aber im Geiste wollen wir uns um so mehr mit jedem Übel vertraut machen.

Wir wollen uns also recht oft die Möglichkeit vorstellen: daß, wenn wir reich sind, wir einstens noch so arm werden können, wie der Bettler, der an unsere Thüre kömmt; wir wollen

uns vorstellen, daß, wenn wir jetzt noch munter und stark sind, wir vielleicht über kurz, siech, matt und kraftlos auf den Betten liegen können, daß, wenn wir jetzt Überfluß an allem hätten, wir uns im nächsten Jahre aus Mangel vielleicht nicht mit Brote werden sättigen können, daß die schönste Aussicht zur Ernte könne vereitelt, der gute Fortgang unserer Geschäfte gehemmet, der Wohlstand unseres Hauswesens zerstöret, daß, die jetzt unsere Freunde sind, unsere größten Feinde werden, unsere Kinder mißrathen, böse Menschen uns betriegen und bestehlen: kurz, daß uns alles Arge noch begegnen könne, was wir uns denken, ja noch mehr, als wir uns jetzt als möglich denken.

Sind wir so glücklich, allen diesen betrübten Zufällen zu entgehen, so wollen wir der Vorsehung danken, daß sie uns die Bitte, erlöse uns von allem Uebel, so gütig gewähret hat. Wir verlieren ja nichts, im Gegentheile wir gewinnen sehr viel dabey, wenn wir uns auf jede Drangsal bereit halten, gesetzt auch, sie träfe uns nie; wir werden durch den Gedanken, es könne einmahl etwas Schlimmers kommen, in unserem gegenwärtigen Glücke nicht gestört werden; nur mit mehr christlicher Mäßigung, Vorsicht und Bescheidenheit werden wir uns desselben freuen. Wir werden bey Zeiten auf Mittel sinnen, uns zu helfen oder wenigstens zu beruhigen, wenn wir einstens in allerley Noth gerathen sollten. Erst dann auf Rettung denken wollen, wenn das Übel mit Macht über uns hereinbricht, ist meistens zu

spät; treffen uns unvorbereitet allerley schlimme Zufälle: so kömmt man meistens aus seiner Fassung, und ist nicht leicht im Stande, vernünftige Überlegungen anzustellen.

Zum Beschlusse rufe ich euch also die Worte des Heilandes zu: **wachet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde, wo euch der Herr mit Trübsalen heimsuchen wird.** Vergebens warnte uns unser Erlöser nicht so oft, **wachsam zu seyn;** er wußte nur zu wohl, wie nöthig es sey, sich in diesem Leben, wo alles so unstät ist, und Freude immer mit Traurigkeit abwechselt, sich auf jede Noth vorzubereiten. Wir sind Christen: als solche laßt uns denn jedem Übel, sogar dem Tode mit getrostem Muth und mit Standhaftigkeit entgegen gehen. Amen.

# Auf Pfingsten.

## Von dem Einflusse der feyerlichen Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel am Pfingsttage auf unsern Verstand und unser Herz.

### Text.

Der heilige Geist aber, als der Lehrer, den der Vater in meinem Nahmen senden wird, soll euch alles lehren, und auch an alles erinnern, was ich euch immer sagte. Joh. XIV. 26.

Groß und herrlich war ehemahls die Erscheinung auf Sinai, da Moses aus den Händen des Gottes seiner Väter die Gesetze erhielt, die uns unter dem Nahmen der zehn Gebothe bekannt sind. Eine finstere Wetterwolke lag auf dem Berge, es blitzte fürchterlicher als jemahls, und der Donner kündigte es dem versammelten Volke an, daß der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gegenwärtig sey, um ihnen seinen Willen zu offenbaren.

Mit eben der feyerlichen Majestät, nur nicht so fürchterlich, stieg auch ehemahls der Geist Gottes über die Jünger Jesu herab. Der gute Meister hatte es seinen treuen Schülern mehrmahls gesagt, sie sollten sich nicht betrüben, wenn er auch nun bald von ihnen scheiden sollte, er wolle sie nicht als Waisen hülflos lassen. Bis hierher sey er

zwar ihr Lehrer, ihr Rathgeber, ihr Freund und ihre ganze Stütze gewesen; aber wenn er auch nicht mehr in leiblicher Gestalt bey ihnen seyn, wenn sie auch nicht mehr seine Fußtapfen sehen, und seinem Beyspiele nachwandeln könnten; so wolle er doch auch noch nach seiner Entfernung von der Erde, mit seinem Beystande um sie seyn; er wolle es bey dem Vater dahin bringen, daß er ihnen seinen Geist sende, der solle sie statt seiner leiten, und sie mit Muth und Kraft ausrüsten, das Werk zu vollenden, wozu er ihnen den Auftrag gegeben habe. Dieses Versprechen Jesu kam, bald nach seiner feyerlichen Aufnahme in die Wohnungen seines Vaters, in Erfüllung. Ein Apostel Jesu erzählt uns die Geschichte dieser Sendung des göttlichen Geistes recht feyerlich. Als nähmlich der Pfingsttag heran kam, so waren alle treue Anhänger Jesu an einem Orte versammelt: plötzlich erhub sich in der Luft ein gewaltiges Brausen, wie das eines heranziehendes Sturmwindes, und das ganze Haus, wo sie saßen, ward davon erschüttert; gleich darauf ließen sich feurige Zungen sehen, die durch den ganzen Saal vertheilt waren, und wovon jede über dem Kopfe eines Anwesenden zu schweben schien; und alle wurden mit dem Geiste Gottes erfüllt, und sie fingen an allerley Sprachen zu reden, wie es ihnen der heilige Geist eingab. So feyerlich kam also der heilige Geist über die Jünger Jesu, und mit ihm alle Beredtsamkeit, womit sie in der Folge die Lehre Jesu vor Völkern und Fürsten vertheidigten, all der Muth, womit sie

selbst dem Tode, zur Ausbreitung der ihnen anvertrauten Lehre unerschrocken entgegen gingen.

Was sollen wir, l. Z.! dabey denken und empfinden, wenn wir zwar nicht als Augenzeugen, doch als Glaubige die große Erscheinung des göttlichen Geistes uns im Gemüthe gleichsam vergegenwärtigen. Muß nicht unser Glaube an die Lehre Jesu und seiner Apostel außerordentlich dadurch befestiget, und unser Herz voll Begierde werden, den nähmlichen Geist mit der Lehre Jesu auch in uns aufzunehmen? Ja beydes können und sollen wir. Die feyerliche Sendung des göttlichen Geistes am Pfingstfeste bürget uns also:

I. Für die Göttlichkeit der Lehre Jesu und seiner Apostel.

II. Sie entzündet unser Herz, daß sich es immer mehr für die göttliche Lehre Jesu interessire.

Sie befestiget also unsern Glauben an die Lehre unseres Heilandes und seiner ersten Bothen; sie erwärmt unser Herz, daß es das Göttliche dieser Lehre immer lebhafter empfindet, und sich immer mehr eigen zu machen sucht.

## Erster Theil.

Die Sendung des h. Geistes bürgt uns für die Göttlichkeit der Lehre Jesu und seiner

ner Apostel. — Unser Heiland berief sich zwar schon bey seinem Lehrvortrage sehr oft auf seinen Vater im Himmel. Er sagte es deutlich: er verkünde den Menschen nicht seinen sondern seines Vaters Willen; er lehre nicht eigene, sondern himmlische Weisheit, die ihm sein Vater mitgetheilt habe. Er sagte es deutlich, der Vater sey in ihm und er in dem Vater, d. h. er sey mit dem Vater auf das engste verbunden, Gott selbst, sein Vater, könne den Menschen nichts besseres lehren, als was er ihnen lehre; oder vielmehr, er lehre sonst nichts, als was er vom Vater gehöret und erfahren habe. Und wenn dieß der Heiland auch nicht selbst versichert hätte, so würde mans doch seiner Lehre von selbst schon ansehen, daß sie nicht Menschen- sondern Gottes Weisheit sey. Jede Menschenvernunft gestehet es heutiges Tags ein, daß man in der Lehre Jesu nichts finden könne, was nicht himmlisch sey oder was nicht die höchste Vernunft Gottes selber billigen müsse. So rein und echt, so vernünftig und himmlisch ist alles, was uns Jesus und seine Apostel lehren. Aber nun kommt noch eine außerordentliche Bestätigung hinzu, daß Jesus nicht bloß aus sich wirkt, daß sein Werk eigentlich ein Werk des Himmels ist, der ewige Vater selbst, der den Menschen nicht sichtbar geworden ist, unsichtbar an dem Werke Jesu seinen Antheil hat; denn kaum ist er hingegangen, der verklärte Gottes Sohn, in die Wohnungen seines Vaters, so zeigt sichs recht augenscheinlich, wie viel er bey dem Vater vermag, und wie er zeither nur den Wil-

len desselben ausgerichtet hatte. Er selbst der Sohn Gottes that zwar schon während seiner irdischen Laufbahn manche große und nur durch die unsichtbare Kraft der Gottheit, die in ihm wohnte, erklärbare That. Aber so ein feyerlicher Auftritt, von solch außerordentlichen Wirkungen, wie die große Erscheinung des Geistes Gottes unter den Jüngern Jesu war, hatte sich noch nicht ereignet. Das Werk Jesu war bisher noch sehr unvollendet; er hatte nur noch bey wenigen Eingang gefunden, kaum daß er sich eine Schule gestiftet, die aber freylich noch sehr enge Gränzen hatte. Nur einige verachtete Menschen aus seiner Nation hingen ihm an: der übrige Theil war noch unentschlossen; die mehresten hingen an Moses, und der Heide war noch für seine Götter eingenommen. Aber mit einem Mahl zeigte sich das erst noch unansehnliche Gebäude Jesu in seiner weit aussehenden Größe. Eine einzige Erscheinung mußte nur noch vorangehen: und dieß war die Sendung des versprochenen Geistes. Nun staunen die Völker: der Nahme Jesu dringt zu Fürsten und Großen hinan: die Religion des Heilandes, die zeither gleichsam nur im Dunkeln kroch, zeigt sich nun am hellen Mittage. Alles ist Aug und Ohr, um zu sehen und zu hören, was da die verächtlichen Männer aus Israel für große Dinge unternehmen. Die Begierde, sich auf Jesum taufen zu lassen, greift um sich, wie ein zündender Funke. Die Männer, die es kaum verstanden, ihre Muttersprache schlecht und vernehmlich zu reden, sind nun mit einem Mahle

Sprecher geworden, die die Völker der Erde in jeder Sprache anreden können. Sind das nicht Großthaten Gottes, die es uns ganz zuverlässig sagen: der Jesus, zu dessen Lehre ihr euch bekennet, stehet unter dem Schutze des Himmels, sein Werk ist Gottes Werk, seine Lehre ist Gottes Lehre; die Gottheit selbst, ist in ihn sichtbar geworden. So m. L.! hätten wir also in der Ausgießung des heiligen Geistes nun eine Stütze mehr für unsern Glauben. Aber wir haben darin auch zugleich eine starke Ermunterung, die Lehre Jesu mit ganzem Herzen zu umfassen. Hievon im

## Zweyten Theile.

Bloß glauben, daß Jesus von Gott ausgegangen sey, und daß seine Lehre himmlische Weisheit enthalte; daß Gott mit ihm, und er mit Gott war, ist noch nicht genug für den Christen, der es im vollen Sinne des Worts seyn will. Unser Herz muß auch Theil nehmen an dem großen und wichtigen Inhalte unserer Glaubenslehre; wir müssen es empfinden das Göttliche, das in unserer Religion liegt, und wir müssen mit ganzem Herzen für sie eingenommen seyn. Aber leider! sind viele bey all ihrem Glauben so kalt in ihrem eigentlichen Christenthum! Viele rühmen sich zwar Söhne der rechtglaubigen Kirche zu seyn; sie haben nichts dagegen einzuwenden wenn man ihnen sagt: Jesus habe gelehret z. B. man müsse seine Feinde lieben, jeder habe sein Gericht und seine Auferstehung, entweder zur ewigen Verherrlichung, oder zu seinem Ver-

derben zu erwarten. Sie hören alles gelassen mit an, lassen alles wahr und gut seyn; aber wie siehts in ihrem Herzen aus? da regt sich keine Empfindung für das Große und Erhabene in der Lehre Jesu. Sie sind einmahl so kalt wie das andere Mahl; ihr Herz scheint so dickhäutig zu seyn, daß nichts dasselbe rühren und durchdringen kann. Sollten diese den Nahmen wahrer Christen verdienen? — Wahres Christenthum zeigte sich an den Jüngern Jesu und seinen ersten Nahmensbekennern. Wie brannten jene nicht für Eifer, ihrem Heilande Ehre zu machen; wie theuer, wie nahe am Herzen lag ihnen nicht jedes Wort, das sie von ihm gehört hatten? Habe und Gut, Ältern und Anverwandte und selbst ihr Vaterland zu verlassen, war ihnen etwas unbedeutendes wenn sie der Heiland rief: Matthäus stand an der Zollstätte nur auf irdischen Gewinn bedacht, als ihm der vorübergehende Jesus zurief! Matthäus folge mir. Und sieh! schon war er entschlossen, alles im Stiche zu lassen Nehmen wir die ersten Christen, wie mühsam ward es ihnen gemacht, als Bekenner und Anhänger Jesu aufzutreten; immer aus Furcht von ihren Feinden ertappt zu werden, versagten sie sich die nächtliche Ruhe, und suchten sich bey ihren nächtlichen Zusammenkünften in ihrem Glauben zu stärken. Seht, so zeigte sich bey den ersten Bekennern des Christenthums ihr Glaube auch als Sache und Angelegenheit ihres Herzens! Sollte die feyerliche Sendung des heiligen Geistes unser Herz nicht auch entzünden, wie ehemahls die Unterredung Jesu mit den

zweyen Jüngern ihre Herzen auf dem Wege nach Emaus entzündete? Unser Glaube, zu dem wir uns bekennen, ist geheiligt durch den Geist Gottes, ist bestätiget durch die herrlichsten Wirkungen einer unsichtbaren Gotteskraft; ist uns zuerst geprediget durch den Mund der Apostel; auf die sich der göttliche Geist so sichtbar und feyerlich herabließ Und doch sind und bleiben wir kalt in der Betrachtung unserer Religionswahrheiten, zu deren Verherrlichung Gott am Pfingstfeste Winde und Blitze aufboth um mitzuwirken zu dem großen Endzwecke, der Religion seines geliebten Sohnes Achtung und Ehrfurcht zu verschaffen.

Möchten wir doch also herzlichen Antheil an dem großen und erhabenen Inhalte unserer Glaubenslehre nehmen! Möchten wir doch die Vorschriften Jesu sammt seinen Drohungen und Verheißungen, die er den Bösen und Guten macht, nicht als menschliches Reden und Thun ansehen! Die Gottheit selbst spricht aus ihm: und wir werden doch Achtung haben für dasjenige, was Gott thut und spricht? Wenn uns Menschen aus ihrem eigenen Wissen etwas mittheilen, wenn sie uns ihre Weisheit predigen: so interessirt uns das schon, und wir sind begierig, entweder etwas Neues zu lernen, oder doch das Gute und Nützliche, das man schon weiß, noch einmahl zu hören. Wenn nun Gott selbst durch den Mund seines Sohnes und seiner Apostel zu uns redet, wie Paulus zu den Hebräern sagt: sollten wir da nicht jede Lehre mit begierigen Herzen aufnehmen, sie immer tiefer demselben einprägen, und

so zu sagen im Geiste dieser Lehren ganz leben und weben? Tag und Nacht, spricht David: betrachte ich deine Gesetze o Herr! und lebe ganz dir. Werden nun wir auch jeden Augenblick dazu anwenden, die Vorschriften unserer heiligen Religion, die Pflichten unseres Standes und Berufs deutlicher zu erkennen, ihre Verbindlichkeit lebhafter zu fühlen, und mit allem Ernste dieselben in Ausübung zu bringen: so werden wir eben daran den Eindruck zu erkennen geben, den die Sendung des heiligen Geistes auf unser Herz gemacht hat. Die Schönheit unserer Handlungen wird dann den besten Beweis von der Göttlichkeit der Religion Jesu geben. Amen.

# Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

## Von der Pflicht des Christen Unverdrossenheit in seinen Geschäften zu beweisen.

### Text.

Simon antwortete ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Luk. V. 5.

Jeder Mensch hat gewisse Geschäfte zu betreiben. Wer hienieden leben und sich erhalten will, muß auf mancherley Weise seine Kräfte anstrengen. Es gibt nur sehr Wenige, denen ihr Brot ohne Arbeit zuwächst; sie sind aber darum noch nicht glücklich: verdientes Brot schmeckt wohl immer besser als unverdientes. Besonders aber sind Landleute als die arbeitsame Volksclasse mit vielfachen Geschäften umgeben. Da muß der Reiche so gut arbeiten, sorgen, ringen und streben, als der Mittelmäßige und der Taglöhner; doch mit dem Unterschiede: daß so wie die Arbeiten des Begüterten bestimmter, auch seine Einkünfte meistens gewisser sind. Wer hinreichenden Feldbau, wer sonst eine gute Hanthierung, ein wohlbestelltes Gewerbe treibt, der gehet gleichsam immer in einem Geleise der Geschäfte fort, seine Arbeiten sind ihm gleichsam vorgezeichnet; dafür ist ihm aber auch sein Einkommen um so

mehr gesichert. — Aber es gibt so viele Leute, die kein bestimmtes Geschäft haben, die erst darauf sinnen müssen, wie und was für Arbeit sie bekommen sollen; die demnach allerley versuchen, bald dieses, bald jenes Geschäft betreiben müssen. So wie nun diese keine bestimmte Arbeit haben: so ist auch ihr Einkommen, ihr Verdienst sehr unsicher. Denket nur an die Taglöhner, wie müssen sie ringen und streben, jetzt werden sie gut, oft wieder schlecht bezahlt! — Denket an so viele andere, die weder Feldbau, noch eine gewisse Hanthierung haben, und doch leben wollen: wie vielerley müssen sie versuchen, und wie manches davon bringt ihnen oft gar nichts ein?

Da aber doch einmahl arbeiten, sorgen, ringen und streben der Menschen Bestimmung hier ist: was ist uns nothwendiger, als Unverdrossenheit, als muthiges, frohes Aushalten bey Mühe und Arbeit? So unverdrossen Simon und seine Schiffsgesellen bey ihrem Fischfange waren, so sollten wir es bey unsern Geschäften und in unserem Berufe seyn! Lernet also jetzt von Simon.

1) Wie nothwendig dem Geiste Unverdrossenheit in seinem Geschäfte sey.
2) Wie er dazu gelangen, und sich darin erhalten könne.

1) Wer seine Geschäfte, von welcher Art sie auch sind, mit verdrossenem Muthe anfängt,

und mit Verdrossenheit sie fortsetzt; sagt selbst: kann der dieselben so gut und glücklich ausrichten, wie derjenige, der unverdrossen an die Arbeit ge- het und mit Eifer und Muth sie vollendet? Ge- wiß nicht. — Nehmet nur einmahl eure eigene Erfahrung zu Hülfe. Wenn ihr ein Stück Feldes mit Unmuth und Verdrossenheit bauet; werdet ihr dasselbe nicht schlecht pflügen? Denn ihr wer- det suchen, je eher je lieber wieder von der Arbeit zu kommen. — Wenn man nun aber seine Ge- schäfte verdrossen, d. i. schlecht bestellet: sündiget man da nicht gegen seine Pflicht, und verfehlt man dabey nicht auch zugleich seinen zeitlichen Vor- theil?

Unser Beruf, in dem wir stehen, ist uns von Gott angewiesen, unsere Kräfte sind ein Talent, mit dem wir wuchern sollen. Wir sind alle Arbei- ter im Reiche Gottes; der eine an diesem, der an- dere an jenem Platze; Gott ist der Hausvater, der Herr, der jedem Menschen sein Geschäft zu- theilt; und wir alle müssen nach der Anordnung Gottes arbeiten, darum gab er uns Leibes- und Seelenkräfte. Dem einem ist es aufgegeben, mehr mit dem Kopfe, oder mit dem Geiste, dem andern mehr mit den Händen oder dem Körper zu arbeiten. — Wenn wir also gleich- sam von Gott angestellte Arbeiter sind, kommen wir dem Willen Gottes nach, erfüllen wir unse- re Pflicht ganz, wenn wir unsere Arbeiten zwar verrichten, aber mit Verdrossenheit verrich- ten? — Wenn ihr zur Erntezeit Taglöhner anstellet, und ihr sehet, daß sie schläfrig und

verdrossen arbeiten, sey ihr dann zufrieden mit ihnen? Gewiß nicht.

So hat auch Gott keine Freude an denjenigen, die an dem Platze, an den sie von ihm hingestellet sind, schläfrig und verdrossen arbeiten. Was war der faule Knecht, der seine Talente vergrub, anders, als ein verdrossener Arbeiter? denn sonst hätte er sich ja gewiß alle Mühe gegeben, gleich den übrigen, mit seinem Talente etwas zu gewinnen.

Darum ermahnen nicht nur unser Erlöser, sondern auch seine Aposteln die Glaubigen so oft zur unverdrossenen, frohen Arbeitsamkeit. Paulus will: daß die Epheser nicht stehlen, sondern arbeiten und mit den Händen sich so viel verdienen sollen, daß sie auch die Nothleidenden damit unterstützen könnten. Im Briefe an die Thessalonicher bestraft er jene unruhigen Köpfe, die nicht gerne arbeiten, und hält ihnen sein eignes Beyspiel vor. Ihr wisset selbst, spricht er: wie ihr mir nachfolgen sollet; ich habe bey niemanden unverdientes Brot gegessen, sondern ich habe Tag und Nacht mit aller Anstrengung und Unverdrossenheit gearbeitet, um niemanden aus euch lästig zu werden. — Und dann warnet er alle jene, die zeither seinem Beyspiele nicht gefolgt waren: daß sie ihre Geschäfte fein in der Stille abwarten, und dabey ihr eigen Brot verzehren sollten.

Wollet ihr also eure Pflicht hierin genugthun, wollet ihr die Geschäfte, die euch von Gott angewiesen sind, so verrichten, wie es Gott von euch verlangt, und wie es einem gut gesinnten Christen zusteht: so müsset ihr sie mit Unverdrossenheit verrichten. Mag das Gewühl eurer Geschäfte noch so groß, eure Arbeit noch so anhaltend seyn; nie müsset ihr muthlos werden, nie aus Verdruß ermüden; euer Tagewerk müsset ihr mit frohem, heitern Sinne anfangen und vollenden; ich arbeite, müsset ihr denken, auf Gottes Geheiß, es muß mir immer Freude seyn, den Willen meines Vaters zu thun, der mich an diesen Platz angewiesen hat.

Ich brauche euch wahrlich nicht lange zu beweisen, daß alles das, was man mit Verdrossenheit thut, nur halb gethan ist. — Ist es aber nicht unsere Pflicht, daß wir dasjenige immer mit möglichster Treue, Ordnung und Pünctlichkeit verrichten, was uns obliegt? Wer verdrossen seinem Hauswesen vorstehet, wird der seine Kinder wohl gut genug erziehen? wird er durchaus auf Ordnung halten, werden die Hausgenossen glücklich durch ihn seyn? — Wer verdrossen seinem Herrn dienet, wird der mit aller der Treue, Pünctlichkeit, und mit so viel Fleiß dienen, als es rechtschaffener Dienstbothen Pflicht ist. — Kinder, die nur mit Verdruße den Willen der Ältern thun, wie nachlässig werden sie ihn thun; und wie vieles werden sie noch überdieß versäumen, wenn sie von ihren Ältern nicht beobachtet werden! Es ist rich-

tig, ein verdrossener Arbeiter ist ein schlechter Arbeitet; und ein schlechter Arbeiter leistet entweder nicht so viel, als er nach Pflicht und Gewissen leisten sollte; oder er leistet es doch wenigstens nicht mit christlicher Standhaftigkeit, mit Freude und Ausharren in allen Beschwerden; welche Eigenschaften doch unsere Arbeit erst eigentlich vor Gott recht angenehm und verdienstlich machen.

So nothwendig uns die Unverdrossenheit bey Mühe und Arbeit ist, wenn wir unsere Pflicht ganz erfüllen wollen: eben so nothwendig ist sie uns selbst um unsers zeitlichen Vortheils willen. Wird der Landmann, der seine Felder mit verdrossenem Muthe bestellt, sie wohl in den guten Stand setzen, wie der Unverdrossene, der sich keine Mühe verdrießen läßt, Steine vom Acker zu lesen, Disteln und Unkraut auszureuten? — Wird der Handwerker, der mit Verdruß an der Werkstätte sitzt, so gute Arbeit liefern, wie der Unverdrossene? Keineswegs! Seine Arbeit wird also auch gewiß nicht so gesucht und belohnt werden. Was man mit Verdruße arbeitet, das ist gewiß fehlerhaft gearbeitet, es wird also auch nicht von der Dauer seyn, und so viel Nutzen bringen, als ein mit Geduld, mit Unverdrossenheit und Freude vollzogenes Geschäft.

Gelegentlich also ein Wort an euch, ihr Hausväter: Sorget immer dafür, daß eure Dienstbothen auch mit Freude und Unverdrossenheit arbeiten; ihr werdet immer besser mit ihnen

fahren, als mit verdrossenen Arbeitern und Taglöhnern, denen ihr Ursache zum Verdruße gebet.

**Wie kann man aber zu dieser Unverdrossenheit gelangen und sich darin erhalten?**

2) Willst du unverdrossen und mit Eifer alle die Geschäfte vollziehen, die dir in deinem Leben vorkommen, so gewöhne dich überhaupt an Arbeitsamkeit; mache, daß Arbeitsamkeit für dich ein wahres Bedürfniß werde, daß du, so zu sagen: nicht zufrieden leben kannst, wenn du nicht immer etwas zu schaffen hast. Hast du es einmahl so weit gebracht: so wird dir jedes Geschäft willkommen seyn, es mag mühsam oder leicht seyn, es mag viel oder wenig einbringen; es wird dir schon Freude seyn, daß du nur etwas zu thun hast: es gibt dergleichen Leute, die bey aller Mühe und Arbeit doch immer heiter und unverdrossen sind; gesetzt auch, sie haben wenig Vortheil davon. Was sind aber das für Leute? Es sind fleißige Leute, denen Arbeiten so nothwendig geworden ist, als Essen, Trinken, Schlafen. Man würde ihnen wenig Freude machen, wenn man sie ganz in Ruhe setzen wollte.

Diese Arbeitsamkeit erlangt man aber dann am besten, wenn man sich von Jugend auf daran gewöhnet. Doch kann man sie auch noch in spätern Jahren erwerben. Man mache sich nähmlich eine Zeit lang immer etwas zu thun, man greife muthig jedes Geschäft an, und so wie eine Arbeit abgethan ist, so nehme man sogleich wieder eine andere vor, und dieß alles mit dem Vorsatze, um die Ar-

beitsamkeit lieb zu gewinnen: allmählig, wenn man diese Regsamkeit eine Zeit lang fortsetzt, wird man an sich merken, daß einem Arbeiten viel leichter, und endlich, daß es einem ganz unentbehrlich werde.

Dann, m. L.! hat man gewonnenes Spiel; rasch und mit Muth wird man an jede Arbeit gehen, und mit Eifer und Unverdrossenheit wird man jedes Tagewerk vollenden.

Man harret zweytens mit Unverdrossenheit bey jedem Geschäfte und in jedem Berufe aus, wenn man bey der Arbeit ein herzliches Vertrauen zu Gott hat. Der arbeitsame, unverdrossene Christ arbeitet immer wie unter Gottes Augen. Jeder Taglöhner arbeitet schon fleißiger und unverdrossener, wenn seines Herrn Auge auf ihn gerichtet ist. So erleichtert auch der Gedanke, daß wir alle Arbeiter im Reiche Gottes sind, daß wir von Gott an den Platz hingestellt sind, um da Gutes zu stiften, dem guten Christen alle Beschwerden, mit jeder wohl verrichteten Arbeit, mit jeder Anstrengung seiner Kräfte glaubt er Gott seinem Herrn ein Opfer zu bringen.

Gelingt ihm sein Geschäft nicht das erste oder zweyte Mahl, schlägt manche Arbeit fruchtlos für ihn aus: so wird er dadurch nicht verdrossen; vielleicht, denkt er, segnet mich Gott zum dritten Mahle; vielleicht gelingts mit Gottes Hülfe ein ander Mahl besser. Daß Simon, nachdem er die ganze Nacht vergeblich gearbeitet hatte, immer noch un-

verdrossen war, und sich entschloß, einen neuen Fang zu wagen, war lediglich eine Folge seines Vertrauens auf Jesu Wort; und sein Vertrauen ward ihn hinlänglich belohnt.

Mag also die Ernte auch ein oder zweymahl übel gerathen, mag der Weinbau auch einige Jahre die Arbeit nicht belohnen; der unverdrossene Arbeiter läßt sich dadurch von der fernern eben so fleißigen Bearbeitung seines Bodens nicht abschrecken. Wird der Taglöhner für sein Mühe auch einige Mahl schlecht belohnt; er fällt deßwegen nicht in muthlose Trägheit, er hat das Vertrauen zu dem gerechten Gott, der sein Freude an arbeitsamen unverdrossenen Menschen hat, daß er ihn durch seinen Segen schon wieder einmahl für alles schadlos halten werde. Und gesetzt auch: er hätte ganz vergeblich gearbeitet, der gehoffte Vortheil bliebe ganz aus; es ist dem arbeitsamen Christen genug, daß er seine Pflicht erfüllt, daß er seine Kräfte nicht ungebraucht gelassen hat.

Wünschet ihr euch endlich bey aller Mühe und Arbeit die ihr habet, immer bey unverdrossenen Muthe zu erhalten, so erinnert euch doch jedes Mahl mit dem Anfange jedes Tagewerkes, daß hier auf der Erde der Ort der Ruhe noch nicht für uns sey; hier sind wir einmahl zur Arbeit gemacht, wie der Vogel zum Fliegen. Das Menschenleben ist und soll nach den Absichten Gottes ein stetes Ringen und Streben seyn. So wie die Israeliten erst vierzig Jahre in der

Wüste herumziehen mußten, ehe sie in den ruhigen Besitz des ihnen verheißenen Landes kamen. Eben so müssen wir auch erst alle vierzig oder mehrere Jahre auf dieser Erde durch Mühe und Arbeit hindurch wandern, bis endlich das Grab unserem Körper, und der Himmel unserm Geiste Ruhe gibt. Dort erst im Lande der Vollendeten ruhen wir aus von unserm Tagewerke, das wir unser Leben hindurch getrieben haben. Dort wird der Arme nicht kümmerlich nach Arbeit und Verdienst fragen, und der Reiche sein Land nicht mehr mit Schweiße benetzen müssen. Gott selbst wird seinen ermüdeten Arbeitern den Schweis von der Stirne wischen. Der Herr des Weinbergs, von dem Christus im Evangelium das Gleichniß erzählt, daß er Morgens Arbeiter in seinen Weinberg gedungen, und am Abende jeden derselben für seine Arbeit bezahlt habe, dieser Herr ist Gott, dessen Arbeiter wir alle, jeder auf seinem besondern Platze, hier auf Erden sind, der wird uns auch einstens rufen, um uns unser Tagewerk zu vergelten; und der Übergang in eine bessere Welt wird für uns jener glückliche Abend seyn, an dem Ruhe und Vergeltung unser Theil seyn wird.

Mit diesem großen herrlichen Abend, der gewiß für jeden unter euch einmahl kömmt, tröstet euch alle, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seyd, und um eures Brotes willen ringen und schwitzen müsset. Seyd aber auch unverdros-

sen

sen bey euren Arbeiten, denn Gott will nur unverdrossene Arbeiter belohnen.

Ich weiß gewiß, wenn wir uns mit dem Anfange jedes Tages erinnerten, daß das irdische Leben nichts anders sey und seyn könne, als ein mühsames Tagwerk; daß nur auf Arbeit Ruhe, nur auf eine frohe Aussaat eine frohe Ernte folgen könne, so würden wir jeden Tag viel muthiger an unsere Arbeit gehen, und weit unverdrossener dabey ausharren.

Möge doch alles das, was ich euch jetzt gesagt, einen guten bleibenden Eindruck auf euch gemacht haben! Wie viel Gutes würde ich gestiftet haben, wenn ich durch die Betrachtung: daß **Unverdrossenheit in Betreibung seiner Geschäfte nothwendig sey, um sie gewissenhaft und mit Nutzen zu betreiben,** so viel bey euch bewirkt hätte, daß ihr in der Zukunft diese Unverdrossenheit in eurem oft so mühsamen Tagewerke wirklich zeigtet, daß ihr mit heiterm Angesichte auf das Feld und in eure Werkstätte ginget, und eben so heiter wieder am Abende daher zurückkehrtet! — Gott würde mich und euch alle segnen; mich, daß ich euch zur Unverdrossenheit ermuntert hätte; euch, daß ihr sie wirklich ausgeübt hättet. Euer Beruf, ich gestehe es, ist mühsam für den Reichen, für den Armen; aber ein heiteres, unverdrossenes Gemüth, erleichtert uns die größten Mühseligkeiten Machet euch doch also diese Unverdrossenheit recht eigen, gewöhnet euch an Arbeitsamkeit; sehet Ringen

und Streben und Arbeiten als göttliche Anordnung an; und erwartet nur nach dem Tode erst Ruhe und Erquickung, wenn ihr sie anders hier durch unverdrossenes Ausharren in Mühseligkeit jeder Art verdienet habt. Amen.

---

# Am Feste Maria Heimsuchung.

## Wie selig uns das Bewußtseyn mache, vor Gott wohlgethan zu haben.

### Text.

Selig bist du, weil du geglaubt hast, denn des Herrn Wort wird nicht unerfüllt bleiben. Luk. I. 45.

Zwey Freundinnen, Maria und Elisabeth, besuchten heute einander: groß ist ihre Freude, einander zu sehen, und einander zu sagen: wie glücklich sie sind. Maria hatte so eben von dem Engel Gottes die frohe Nachricht erhalten, daß sie die Mutter des längst erwarteten Messias, des Herrn und Heilandes Jesu werden sollte. Dazu hatte sie Gott unter al-

len Weibern der Erde ausersehen. Als eine züchtige und schamhafte Jungfrau, ward sie durch diese Nachricht anfänglich in einige Verlegenheit gesetzt. Bey dem Nahmen **Mutter** zeigte sich eine edle, natürliche Schamröthe auf ihren Wangen; ein Beweis, welche schöne und unschuldige Seele in der liebenswürdigen Jungfrau wohnte. Sobald sich aber Maria aus den Reden des Engels überzeugte, daß es der Wille Gottes einmahl so sey, Mutter Jesu zu werden, so nahm sie den Auftrag des Engels mit heiliger Ehrfurcht und mit der entschlossensten Bereitwilligkeit an. Nun sollte aber auch ihre Freundinn und Base Elisabeth sogleich theilnehmen an der frohen Nachricht, freuen sollte sie sich mit ihr, und gemeinschaftlich wollten sie den guten Gott ihrer Väter preisen und danken, für das große Glück, dessen er sie gewürdiget hatte. Maria trat also die Reise an über das Gebirg vor Judäa, und im Hause der Elisabeth sahen und grüßten sich die zwey Freundinnen einander, und ihre Freude des Wiedersehens war so groß, wie sie nur unter Freunden, die sich nach einiger Zeit wieder finden, seyn kann. Elisabeth war vor Freuden so sehr entzückt, daß die Leibesfrucht, die sie unter ihrem Herzen trug, sich gleichsam mit zu freuen schien, und sich fühlbar bewegte. Dabey gerieth sie in eine heilige Begeisterung, machte der Maria die herrlichsten Lobsprüche, pries sie glückselig vor allen Weibern der Erde, nannte sie die Mutter ihres Herrn, und zeigte jetzt schon den richtigsten Blick in die göttlichen Rath-

schlüsse, wenn sie auch gleich sich noch nicht völlig entwickelt hatten. Besonders rühmte sie sie ihres Glaubens und Vertrauens wegen, daß sie auf das Wort des Engels gesetzt hatte. Denn so verlegen und unschliessig sich auch Anfangs Maria bezeigte, both sie sich doch, sobald sie hörte, es sey des Herrn Wille, Mutter des Herrn zu werden, zum vollkommensten Gehorsam mit den Worten dar: „Ich bin eine Magd des Herrn.“ Nun scheute sie sich nicht mehr vor dem Nahmen Mutter; denn weil es Gott so wollte, so schien es ihr wohlgethan, daß sie den Weltheiland gebären und erziehen sollte. Und was Maria für Gottes Willen erkannte, wovon sie glaubte, daß es vor Gott wohlgethan wäre, und daß es den Beyfall Gottes hätte, das war ihr auch über alles heilig.

Zu einer andern Zeit sagte ich: daß nicht alles, was vor Menschen wohlgethan sey, es eben auch vor Gott sey, und daß alles das, was vor Gott wohlgethan sey, ewig gut sey, die Menschen möchten dazu sagen was sie wollten. Heute ermuntere ich euch: es nach dem Beyspiele der Maria eure erste Sorge seyn zu lassen, daß alles, was ihr thut, vor Gott wohlgethan seyn. Im ersten Theile werde ich euch erklären: was man thun muß, wenn man das Bewußtseyn haben will, vor Gott wohlgethan zu haben; im zweyten Theile: welche Seligkeit uns dieß Bewußtseyn verschaffe.

I. Eine ernstliche Angelegenheit eures Lebens sey es euch, liebe Zuhörer! daß alles, was ihr thut, vor Gott wohl gethan sey. Vor Gott

ist etwas wohl gethan, wenn es nach dem Sinne und Willen Gottes, nach der Lehre und dem Beyspiele seines Sohnes Jesu, nach den Vorschriften des Christenthums, nach eurer gesunden Vernunft, und nach einem redlichen Gewissen gethan ist. Ehe ihr also etwas thut, oder einen festen Entschluß faßt, so fragt euch allezeit aufrichtig: wird derjenige wohl das billigen, der jeden Gedanken in mir schon bey seinem Entstehen, und in seiner ganzen Reife sieht? der Zeuge ist von allen meinen Handlungen, dessen Geist mich zu Hause, im Zimmer, im Felde, bey der Arbeit, am hellen Mittage eben sowohl, wie in der dunkelsten Mitternacht, überall umschwebet! Von dem der Dieb nicht unbemerkt bleibt, der bey nächtlicher Zeit mit den leisesten Tritten auf seinen Diebstahl ausgehet; der den Unzüchtigen mit seinem scharfen Blicke bis in jeden Winkel verfolgt, und die geheimste Wohllust, welche die Finsterniß der Nacht bedecken soll, wie am hellesten Mittage sieht? Wird dieser allwissende und allgegenwärtige Gott auch mein Thun billigen? Wird es vor ihm wohlgethan seyn? Werde ich seinen Beyfall haben? Dieß sollte immer eure erste und wichtigste Frage seyn, die ihr an euch selbst thut. Denn welcher Mensch ist so ehrvergessen, und setzt sich so über die Urtheile der andern weg, daß er sich bey seinem Thun und Lassen nicht um das kümmern sollte, was andere von ihm denken und sagen? Oft thut man etwas nicht, was man sonst gethan haben würde, wenn man sich nicht fürchtete, die Leute möchten es erfahren, man möchte in einen

üblen Ruf kommen; oder wenigstens in den Augen anderer das nicht mehr seyn, was man doch gerne scheinen möchte. Schon Menschenfurcht, Menschenansehen vermag so viel über uns! Und vieles Böse in der Welt geschieht aus der Ursache nicht. Nun, nach Menschen fragt man, vor Menschen scheut man sich, und nach Gott wollte man nicht fragen? Ihn wollte man gleichsam verachten, um seinen Beyfall oder Mißfallen wollte man sich bey seinem Thun und Lassen nicht bekümmern? Da müßte man ja wahrhaftig ein Gotteslängner, ein Thor seyn, man müßte als ein wahrer unbesonnener und tollkühner Mensch, seinen Verstand verloren haben. Nun, das seyd ihr nicht, meine Freunde! wollt es wenigstens nicht seyn; ihr seyd wenigstens keine muthwilligen Verächter Gottes; Gott ist euch alles, und nichts ist euch über Gott. Oft liegt ihr im Staube vor ihm, dem Unendlichen, nennet ihn euern Herrn und euren Schöpfer, Erhalter, euren Vater und euer alles. In der Sonne und im Monde, im gestirnten Himmel, wie in den kornreichen Fluren, bethet ihr den großen unendlichen Geist an, der ewig war, und ewig seyn wird, durch den die Welt und alles gemacht ist. Bey dieser eurer Gesinnung gegen Gott, wird euch ja doch gewiß auch wohl an seinem Beyfalle etwas gelegen seyn; der geringste Mensch in Lumpenkleidern unter euch, wird und muß bey sich wünschen: Wäre ich doch nur vor dir, o Gott, wohl angesehen! Verachte mich gleich die Welt! Sey ich immer vor dem aufgeblasenen Menschenverächter eine Null, ein unbe-

deutendes Geschöpf, ein Wurm, den man im Staube zertritt; wenn ich es doch nur vor dir nicht bin, o Gott! wenn du mich nur unter den Millionen Menschen auf Erden nicht übersiehst, und wenn ich nur in dem Buche deiner Verehrer, die du liebst, eingeschrieben bin! Das weiß ich also gewiß, daß keiner unter euch ist, dem nicht daran gelegen wäre, bey Gott etwas zu gelten, und der nicht mit dem frommen David wünschen sollte: Herr, Gott, sieh mit einem freundlichen Vaterblicke auf mich herab! Aber dann müsset ihr auch meine Freunde! bey eurem Thun und Lassen nach dem Beyfalle Gottes fragen; müsset erst alle Mahl wohl überlegen, ob alles das, was ihr thut, vor Gott wohlgethan sey; denn nur alsdenn könnt ihr euch seinen Beyfall versprechen. Es kommt bloß auf uns an, wie Gott gegen uns gesinnt seyn soll; gut ist er gegen uns, wenn wir gehorsam gegen ihn, und gut gegen unsere Nebenmenschen sind. Sind wir aber ungehorsam gegen ihn, sind wir böse gegen den Nächsten, so kann er nicht gut gegen uns seyn, wir sind dann unwürdige Geschöpfe vor ihm.

Laßt es doch also ja die größte Angelegenheit eures Lebens seyn, daß alles, was ihr thut, vor Gott wohlgethan sey. Der Beyfall Gottes, das Bewußtseyn, so gehandelt zu haben, daß ihr dereinst vor Gottes Gericht bestehen könnet, sey euch alles, sey euch mehr als aller zeitlicher Vortheil, mehr als Ehre und Ansehen bey Menschen,

mehr als alle Güter dieser Erde, denn am Ende bleibt doch Gott und die Vollbringung seines heiligen Willens für euch das größte Gut nicht nur hier auf Erden, sondern auch dereinst in der künftigen Ewigkeit.

Darum, lieber Bauersmann, überlege jedes Mahl, was wohl Gott davon halten möge, wenn dir etwa der Eigennutz dieß und jenes eingibt, und du vielleicht bey dir zweifelst, ob es auch recht seyn möge. Richte alle deine Geschäfte so aus, daß du mit gutem Gewissen vor Gott bestehen zu können glauben kannst. Bearbeite dein Feld, und denke dabey: Gott hat dir dasselbe zur fleißigen Bearbeitung angewiesen. Auch sollst du die Früchte deines Fleißes einernten. Aber um keine Furche Landes sollst du deinen Nachbar bringen; denn dieß will Gott, und wenn du das thust, so hat Gott seine Freude an dir, und du giltst hinter deinem Pfluge so viel vor ihm, als der gute Fürst auf seinem Throne. Im Handel und Wandel laß dich von Redlichkeit und Nächstenliebe leiten; denn dieß gefällt Gott: und bist du redlich und gönnst auch deinem Nächsten einen Vortheil, so segnet dich Gott, und dein Gewerbe geht gut von statten. Ehemann, sieh deine Frau als die deinige an, die du lieben, und mit der du in Frieden leben mußt. Thust du das, so ist deine Ehe eine gottgefällige Ehe. Das Weib sey eben so gegen den Mann willig und gut, besorge ihre Hausgeschäfte mit Eifer, und erziehe ihre Kinder gut: thut sie

dieß, dann wird sie nicht nur von ihrem Mann geschätzt werden, sondern auch vor Gott selbst Werth haben. Söhne und Töchter seyd gut, thut mit Freuden eurer Ältern Willen; bringt eure Jugendjahre in Ehre und Zucht zu, wandelt immer in der Furcht des Herrn, und lasset euch nicht von jugendlichem Leichtsinn oder durch böser Gesellen Umgang verführen; und gute Menschen so wie Gott selbst, werden dann an euch ihre Freude haben. Die Tochter wird dann einer Rose gleichen, die viele Jahre blühet; die Schönheit ihrer Seele sowohl als ihres Körpers wird nicht durch den giftigen Hauch irgend eines Verführers verletzet werden. Und der Sohn wächst heran wie ein junger Öhlzweig, der auf einem saftigen und gesunden Boden stehet.

Nun will ich euch nur noch kurz einigen Vorgeschmack davon geben, welches Vergnügen und welche Seligkeit es um das Bewußtseyn sey, immer vor Gott wohlgethan zu haben.

II. Das Bewußtseyn, vor Gott wohlgethan zu haben, überwiegt alle Freuden dieser Erde. Wenn ihr in euch ginget, und nichts an euch fändet, das Gott mißfällig seyn könnte; wenn ihr Rechenschaft über euer Thun und Lassen anstelltet, alle eure Handlungen, alle eure Lebenstage der Reihe nach übersähet, und keine Handlung, keinen Tag fändet, der euch des Beyfalls Gottes unwürdig machte; o welch' glückliche Menschen wäret ihr da! Hat doch Menschen Bey-

fall schon so viel Reitz für uns; wir freuen uns so innigst, wenn jemand eine unserer Handlungen entweder offenbar oder stillschweigend billiget. Die Magd, der Knecht sucht den Beyfall seines Herrn; das Kind will von den Ältern für brav gehalten werden; der Vornehme freuet sich, wenn sein hoher Gönner ihm einen gnädigen Blick zuwinkt! — Sollte uns der Beyfall Gottes nicht weit mehr erfreuen? O es ist hohe Seligkeit dieses Lebens, zu sich selbst sagen zu können: da hast du vor Gott wohlgethan! Mit Gefallen sah er auf dich, da du diese oder jene Handlung verrichtetest! Denn bey Gott etwas gelten, bey Gott wohl angeschrieben seyn, von welchem unendlichen Werth ist das nicht? Welche Ehre und Würde für den Menschen, wenn Gott an ihm seine Freude hat. O wahrhaft! wenn uns in diesem Leben etwas Ruhe und Zufriedenheit geben kann, so ist es das Bewußtseyn, vor Gott wohlgethan zu haben. Da lebt man auf dieser Gottes Erde so zufrieden mit sich, mit seinem Stande, mit seinen Schicksalen und mit andern Menschen, wenn man sich mit den Gedanken beruhigen kann, der liebe Gott da oben hat dich gern, sieht dich mit Vergnügen auf dem Wege der Tugend wandeln, hat dir auch schon deinen Lohn bereitet, um dir all das Gute zu vergelten, das du aus Liebe zu ihm gethan hast. Dann bekümmert man sich auch weiter nicht darum, wenn man etwa von bösen Menschen verkannt wird; mögen immer die Menschen alles Böse von uns sagen: genug, wenn uns das Bewußtseyn

beruhiget, vor Gott wohlgethan zu haben. Man legt sich so ruhig nieder: die Furcht, daß der Tag des Herrn wie ein Dieb in der Nacht uns überfallen könnte, ängstiget uns dann im geringsten nicht. Man hat vor Gott wohlgethan, und da müssen einem alle Dinge zum Besten ausschlagen; da fürchtet man das Gericht Gottes nicht, weil man schon zum voraus gleichsam gerichtet und vor Gott gerecht gefunden worden ist. Am frühen Morgen erwacht man wieder so heiter und getrost; weil auch das Bewußtseyn, vor Gott wohlgethan zu haben, mit uns erwacht. Zufrieden gehet man an seine Arbeit; denn das Bewußtseyn, daß man vor Gott wohlthue, verläßt uns auch bey der sauersten Arbeit nicht. Selbst die Freuden dieses Lebens genießt man doppelt, weil sich auch in diese das Bewußtseyn einmischt, daß man vor Gott wohlgethan habe, und der Freude nicht unwürdig sey. Für denjenigen hingegen, der sich seines Wohlverhaltens vor Gott nicht bewußt ist, sind alle Veranlassungen zur Freude unnütze. Sie sind für ihn oft zu früh eben das, was für den Missethäter, ehe er zum Galgen kömmt, die letzte Mahlzeit ist.

Die Tugend, das gute Handeln, macht uns schon an und für sich glücklich, Vergnügen, wenn auch keiner über uns wäre, der uns mit Wohlgefallen beobachtete: aber nun, da ein Belohner über uns ist, einer, der uns richtet, der mit Wohlgefallen jeden Trunk Wasser an-

schreibt, den wir dem Durstigen reichen: so muß das Gute noch unendlich mehr Reiz für uns haben. Nun wissen wir, daß wir nicht umsonst gearbeitet haben, und daß das Gute, was wir hier thun, ein fruchtbarerer Same ist, der oft schon in diesem Leben, ganz gewiß aber in der Ewigkeit tausendfache Früchte bringen wird.

O l. Z.! das Bewußtseyn, vor Gott wohlgethan zu haben, ist die Würze dieses Lebens, ist Erquickung in Drangsalen, stärkt uns bey den mannigfaltigen Mühseligkeiten und Beschwerden dieses Lebens, gibt uns Kraft und Muth, auf dem Pfade dieses Lebens ruhig und sicher fortzuwandeln; benimmt uns die Furcht vor jeder Gefahr, ja selbst vor dem Tode. Der Glaube an eine göttliche Vorsehung gehört einmahl nothwendig zu unserer Ruhe in diesem Leben; mit Widerwillen wenden wir uns von dem Gedanken ab, daß unser Daseyn und die Veränderungen dieses Lebens nur ein Werk des Zufalls oder des Ungefährs sey. Wir haben nun einmahl den Glauben an Gott zu unserer Gemüthsruhe nöthig: in dem Andenken an Gott nur und an seine allweise Anordnung und Leitung finden wir Ruhe für unser Herz, und das Ziel unserer Wünsche.

Aber so nothwendig der Glaube an eine göttliche Vorsehung ist, wenn wir nicht verzweiflungsvoll und voll Unruhe wie Kain, der Brudermörder auf dieser Erde herumirren wollen: so nothwendig ist auch zu unserer Seligkeit und

Beruhigung das Bewußtseyn, vor diesem allweisen und allgütigen Gott wohlgethan zu haben. Wenn es uns Freude machen soll, daß ein Gott über uns alle unsere Schritte zählt, und uns bey allem unsern Thun und Lassen nicht aus dem Auge läßt, so müssen wir vor allen Dingen auch so handeln, daß wir uns mit Grunde schmeicheln können, von diesem allsehenden Gott auch mit Wohlgefallen beobachtet zu werden. Der Glaube an eine göttliche Vorsehung so tröstend, so herzerhebend, so beruhigend er für uns auch ist: wird es doch bloß erst durch das Bewußtseyn, daß wir vor Gott wohlgethan haben, außerdem wird der Glaube an eine göttliche Vorsehung für uns Höllenpein werden, wir werden sodann in Gott überall nur den erzürnten Richter, den Bestrafer unserer Übelthaten und den allgegenwärtigen Zeugen unseres Lebens erblicken, der, wie der Heiland sagt, uns nicht nur augenblicklich am Leibe tödten, sondern Leib und Seele in die Hölle werfen kann. Ohne diesem Bewußtseyn unseres Wohlthuns erschrecken wir vor diesem Gott bey jeder scheinbaren Gefahr, jedes raschende Blatt, jeder Blitz aus der Wolke scheint uns seine Strafe anzukündigen.

Darum l. Z.! wollet ihr auf dieser Welt Ruhe und Zufriedenheit haben, und Seligkeit in jenem Leben hoffen; so thut nichts als was vor Gott wohlgethan ist: denn nur bloß bey dem Bewußtseyn, daß ihr an Gott einen guten Vater habt, der euch liebt, der sein Wohlgefallen an euch hat, und der euch alles zum Besten

wendet, könnt ihr ruhig leben und hoffnungsvoll sterben. Amen.

---

# Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

## Von einem guten Verhalten bey Tische.

### Text.

Er nahm die sieben Brote, sprach das Dankgebeth, brach sie in Stücke, und gab sie seinen Jüngern zum Vertheilen. Mark. VIII. 6.

Unser Heiland pflegte nie etwas zu genießen, ohne die Speise vorher gesegnet, oder ein Dankgebeth vorher gesprochen zu haben. So oft die evangelische Geschichte eines Gastmahles erwähnet, das Jesus entweder mit seinen Jüngern oder dem Volke hielt: so lesen wir auch, daß er diesen Gebrauch beobachtet habe. Beym letzten Abendmahle segnete er Brot und Wein, dankte, und sodann reichte er dasselbe seinen Jüngern zum Genuße unter der Bedeutung dar, daß es sein Leib und Blut sey. Bey einer ähnlichen so wunderbaren Volksspeisung, als es die im heutigen Evangelium ist, that er das nähmliche. Es war zwar auch sonst jüdische Sitte, vor dem Essen jedes Mahl ein Gebeth zu verrichten: aber unser Heiland bethete nicht nur deßwegen, weil es so

Sitte war; er bethete also auch nicht so gedankenlos, wie sonst meistens das zu geschehen pflegt, was man Gewohnheit halber thut: sondern er bethete aus Antrieb eines frommen Herzens, das von Gott alles hofft, alles auf Gott bezieht, mit Gott alles anfängt und endiget. Ehrfurchtsvolle, dankbare, herzliche Ergebenheit gegen seinen Vater war es, warum er Segnungen oder Dankgebethe mit jedem Genuße der Nahrungsmittel verband. Möchtet ihr auch, weil ihr vor und nach dem Tische allezeit zu bethen pfleget, den vor jeder Mahlzeit bethenden Heiland vor Augen haben: so würde gewiß euer Segen- und Dankgebeth mehr Segen und Kraft haben, als es jetzt meistens hat, da ihr nur gedankenlos, Gewohnheitshalber bethet.

Weil der Heiland nach der Erzählung des Evangeliums mit dem Volke eine gesegnete Mahlzeit hält, und wir doch hierbey auch wieder etwas Gutes von ihm lernen können: so **will ich heute von einem guten Verhalten bey Tische mit euch reden.**

Ehe man sich zu Tische setzt, bethet man. Aber was ist das meistens für ein Gebeth? Da stehen die Kinder, Ältern, Dienstbothen herum, ein oder das andere Kind bethet vielleicht das Tischgebeth laut vor, die übrigen legen zwar die Hände zusammen und beugen das Knie ein wenig, wenn Jesus genannt wird. Aber das Gebeth ist weiter nichts, als ein äußerst eilfertiges Hersagen, auswendig gelernte Sprüche, indessen

man nichts dabey denkt und empfindet. Der eine hat seine lüsterne Augen schon auf das Essen gerichtet, der andere wartet mit Ungeduld darauf, bis die Reihe zum Sitzen an ihn kömmt; ein dritter läuft mitten unter dem Gebethe davon, um noch etwas anderes zu besorgen. — Ist das gemeinschaftliches, christliches Gebeth vor dem Tische?

Nein, so sollte es nicht seyn, euer Brot und was ihr sonst habt, sollte euch daran erinnern, daß Gott ein gütiger Vater sey, der um die Mittagsstunde alle Menschen speiset, mit Ehrfurcht mit kindlichem Danke, mit Freude über seine große Wohlthätigkeit sollet ihr also vor ihm dastehen, um Speise und Trank wie aus seinen Händen anzunehmen. — Was du, guter Vater, mir bescherest, das will ich so und in der Absicht genießen, warum du mir dasselbe gibst. Zur Erhaltung meines Lebens, um noch länger meine Pflichten mit Lust und Eifer verrichten zu können, will ich jede deiner Gabe anwenden. Weder durch Unmäßigkeit noch durch Geitz oder Neid, will ich mich derselben unwürdig machen. Die Zufriedenheit und der frohe Genuß derer, die mit mir an einem Tische sitzen, soll mir selbst die beste Würze meiner Speisen seyn.

Richtet doch eure Augen auf Jesum, wie er vor dem Essen bethete, so sollet auch ihr bethen. Wie machte ers bey dem Abendmahle? — Mit dem Brote in der Hand hob er seine Augen gegen

den

den Himmel, segnete dasselbe und dankte Gott dafür, und dann theilte er es unter seine Tischgenossen aus. — Was lehrt euch Jesus mit dem dankbaren zum Himmel gerichteten Blicke? — Daß auch euer Herz vor der Mahlzeit wirklich zu Gott gerichtet seyn müsse, daß auch ihr allezeit herzlich Gott um seinen Segen bitten und ihm danken müsset, ehe ihr euch zu Tische setzet.

Und ihr Ältern und Lehrer, lehret doch eure Kinder, sobald sie nur verstehen können, daß sie alles Gute Gott zu verdanken haben, auf diese Weise bethen. Bewahret sie nur vor der übeln Gewohnheit, ihre Tischgebethe ohne Sinn und gedankenlos herzusagen. — Wenn sie noch nicht fähig sind, den zu erkennen, zu dem sie bethen, und was sie bethen: o so lasset sie ohne Gebeth zu Tische gehen. Es ist nichts unvernünftiger, als wenn man Kinder Gebethe lernen und hersagen läßt, die sie nicht verstehen. Dadurch gewöhnen sie sich auf Zeit Lebens an ein gedankenloses Geplappere.

Vorerst sey es genug, wenn sie schon Sinn für Gott haben, daß ihr ihnen vor dem Essen nur jedes Mahl ganz kurz und väterlich saget: Kinder, was ihr jetzt esset und trinket, habt ihr eurem guten Vater im Himmel zu verdanken. Er eigentlich ist es, der euch speiset; denn was wir euch vorsetzen, das haben wir auch von ihm bekommen; seyd also hübsch dankbar gegen ihn und erinnert euch, daß er seine Freude daran hat, wenn euch alles wohlschmeckt; daß er aber auch unzufrieden mit euch ist, und sein Mißfallen an euch hat, wenn

ihr euch am Tische nicht gut aufführet, wenn ihr euch mit dem nicht begnüget, was euch vorgesetzt wird, wenn ihr mißgünstig auf einander seyd u. s. w. — Dieß alles den Kindern mit Ernst und Liebe gesagt, und es mehrmahl wiederhohlt, ist besser, als sie ein Gebeth hersagen lassen, das sie nicht verstehen und nur auswendig herplappern. Wachsen sie etwas heran, und sie sind verständig genug, um ein Gebeth zu lernen und es laut herzusagen: so lasset sie doch das Gebeth nicht eher lernen und hersagen, als bis ihnen jedes Wort verständlich ist, und sie den Inhalt desselben ganz gefaßt haben.

Dann ihr Ältern! bethet selbst mit Anstande und mit einem gewissen frommen Ernste, damit eure Kinder merken, euer Gebeth komme euch vom Herzen, und es sey euch ein heiliges Geschäft, dieß wird einen sehr guten Eindruck auch auf sie machen.

Habt ihr gebethet, so setzet ihr euch zu Tische, und da habe ich euch besonders vor den sehr unchristlichen Fehler zu warnen, daß ihr einander ja nicht beneidet, wenn der eine etwas mehr oder etwas besseres beкömmt als der andere. Wer mit Neid ißt, dem kann keine Speise gedeihen. Wird einem ja etwas besseres zu Theile, so gönnet ihm das; ein anderes Mahl kann es euch wieder zu gute kommen; und der mit euch speist, ist ja euer Nächster, euer Hausgenosse, der Mühe und Arbeit mit euch theilt; es bekömmt ihm so wohl als euch. Und vielleicht hat er das Bessere weit mehr verdient als ihr.

Wie unrecht thaten die Brüder Josephs, daß sie ihn beneideten, weil sein Vater ihn etwas besser kleiden ließ, und ihm vielleicht auch hier und da etwas Besseres zu essen gab! — Sie, die erst ihren Bruder um Kleinigkeiten beneidet hatten, geriethen zuletzt in große Noth, und mußten Hülfe bey ihm suchen. So straft Gott den Mißgünstigen.

Besonders ihr Ältern und Hausherren gönnet euren Kindern, Hausgenossen und Dienstbothen Speise und Trank. Freuet euch, wenn es ihnen an eurem Tische wohlschmeckt; sie arbeiten dann wieder um so lieber, und niemand ist seines Lohnes und seiner Kost werther als der Arbeiter. Ich weiß, daß es geitzige Väter und Mütter gibt, die den ihrigen alle Mahl gram sind, wenn sie etwas mehr verzehren. Mit schelen Augen sehen sie es, wenn die Hausgenossen eine größere Portion Brot nehmen. Das sind unchristliche Leute, die man unter der Last ihrer Arbeiten sollte ersticken lassen, weil sie dem verdienten Arbeiter sein Brot mißgönnen.

Nichts ist ferner unanständiger, als wenn man am Tische aus allzugroßer Begierde jede Speise so hastig hinunterschluckt, wie das Raubthier seine Beute. — Kann man denn seiner Begierde nicht Einhalt thun? Bringt allzugieriges Essen der Gesundheit nicht mehr Schaden als Nutzen? Es ist ja weit vernünftiger und nützlicher, sich nach und nach, als gleichsam mit einem Mahle sättigen zu wollen.

Endlich esset niemahls anders als zur Stillung eures Hungers, und zur Wiederherstellung eurer Kräfte; nie aus bloßer Lust, oder um des Gaumens willen. Unmäßigkeit, sey es im Essen oder Trinken, ist eine mehr als viehische Neigung. Und ihr wolltet euch, da ihr Gottes Ebenbild an euch traget, gleichsam selbst durch Völleren unter das Vieh erniedrigen, das mehrentheils vom Futter gehet wenn es gesättiget ist? — Hat man je zuweilen eine bessere Mahlzeit, so kann man sich freylich vergnügen, aber sich übersättigen, bringt kein Vergnügen, sondern Unlust, Schmerzen auf mehrere Tage und Jahre. — Besondere Gelegenheiten zu einer solchen Unmäßigkeit sind für viele und besonders für Ärmere, diejenigen Feste, wo der Tisch auch etwas reichlicher versehen wird: Hochzeitschmäuse, Gemeindezechen, Kirmsen. Da fehlt es fast nie an Betrunkenen oder an Kranken; die es durch Unmäßigkeit geworden sind. Darum sagte Paulus einstens zu den Korinthern: **sind so viele Schwache und Kranke unter euch, weil ihr bey euren Gastmählern unordentlich haushaltet.**

Zu einem guten Verhalten am Tische gehört auch die Genügsamkeit, oder daß man mit dem vorlieb nimmt, was man jedes Mahl hat, und sich nicht unwillig nach etwas Besseren sehnet. — Der Christ, der keine Speise verachtet, weil er alles, was genießbar ist, als eine Gabe Gottes annimmt, begnügt und sättiget sich mit dem, was jeder Tag ihm gibt. Wir sind ja nicht dazu gemacht, um zu schmausen und alle Tage hoch auf zu leben, son-

dern nur zu essen, um gesund zu leben. Wenn also etwas nur genießbar ist, so sättiget sich der Christ damit, und dankt Gott dafür.

Man sey endlich klug und wirthschaftlich in der Bestellung seines Tisches. Man mache mit seinem Vorrathe an Lebensmitteln eine gute Eintheilung auf jeden Tag, lasse nichts zu Grunde gehen, verzehre nicht alles auf einmahl, um dann wieder zu hungern. Alle Tage etwas haben, ist ja weit besser, als das eine Mahl Überfluß haben, und dann wieder bittern Mangel leiden. Auch Jesus war ein guter Wirthschafter: da er die von der Volksmahlzeit übrig gebliebenen Stücken in Körbe sammeln und aufbewahren ließ, unerachtet er das nicht nöthig hatte, da er aus nichts Brot machen konnte. Thut es ihm nach.

Was ich euch jetzt von einem guten Verhalten vor und beym Essen gesagt habe, wird euch schon alles bekannt seyn, ich habe es auch nicht gesagt, um euch etwas Neues zu verkündigen: sondern um euch nur wieder einmahl an bekannte Wahrheiten zu erinnern, und euch zur treuen Befolgung derselben aufzumuntern. Das heutige Evangelium gab mir Gelegenheit dazu, weil uns darin erzählt wurde, wie Jesus das Volk speiste. Er speist auch uns noch alle Tage und spricht auch noch seinen Segen über unsere Felder und Wohnungen, über Böden und Speisekammern. Lasset uns daher ihm danken, alles Gute, das er uns gab, genießen: aber nur so genießen, wie er es

will. Das ist christliche Sinn- und Handlungsweise. Amen.

---

## Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

### Wie verabscheuungswürdig ein Häuchler ist.

T e x t.

Seyd wohl auf eurer Huth der falschen Propheten wegen, die in Schafskleidern zu euch kommen, von innen aber reißende Wölfe sind. Matth. VII. 15.

Wir wissen es sehr wohl, auf welche Personen der Heiland besonders abzielte, da er seinen Jüngern und Freunden diese Warnung gab. Es waren gerade die Leute, von denen er anderstwo recht schön sagte: sie sind wie übertünchte Gräber, die von außem gleißen, inwendig aber voll stinkenden Moders sind. Das waren damahls die Pharisäer, und heut zu Tage sind es alle Häuchler, alle Scheinheilige, alle die, welche äußerlich gut und brav scheinen, im Herzen aber Böswichter sind. Von ihnen läßt sich recht schön sagen: sie kommen in Schafskleidern zu euch, sind aber

von innen gefräßige Wölfe. Von einem Schafe hat man nichts zu fürchten. Es ist seiner Natur nach ein duldendes, friedliches Thier, ein Thier, das leicht zufrieden ist mit dem, was es hat; es ist nicht listig, nicht gewaltsam, es ist ein gutes Thier. Ein Wolf aber ist gerade das Gegentheil. Blutgierig, räuberisch, gewaltsam, listig, schleichend, grimmig jede Beleidigung zu rächen, hat man von ihm alles zu befürchten. Häuchler, Leute, die von außem gut und brav scheinen, von innen aber Bösewichter sind, sind von außem, dem Anscheine nach wie Schafe; eben so duldend, so friedsam, so gutwillig; im Grunde aber sind sie so gefährlich wie die Wölfe. Und solche Leute muß jeder Redliche von ganzem Herzen verabscheuen. Ein offenbarer Bösewicht, ein erklärter Taugenichts ist mir weit lieber, und ihn ziehe ich einen heimlichen Sünder weit vor. Denn am erstern irre ich mich doch nicht: man weiß, für wen man ihn zu halten hat, kann auch vor ihm auf seiner Huth seyn; er stiftet daher auch nicht so viel Böses als ein Häuchler, von dem man so leicht hintergangen wird; der gerade da am gefährlichsten für uns ist, wo wir eben nichts von ihm befürchten oder wohl gar alles Gute von ihm erwarten.

L. Z.! wenn es einige unter euch geben sollte, die die Welt für brav hielte, die im Grunde aber ein böses, verdorbenes Herz hätten, oder die gerade darauf ausgingen, ihrer innern Bösartigkeit vor den Augen der Menschen einen guten Anstrich

zu geben: wenn es einige unter euch geben sollte, denen ihr Gewissen es sagt: o ich bin das nicht, für was mich die Leute halten, ich bin bös und verdorben und man hält mich für brav; ich bin ein Taugenichts, und suche vor den Leuten als ein rechtschaffener Christ zu gelten; wenn einige von euch in diesem Falle seyn sollten, so gebt euch alle Mühe, doch recht bald das wirklich zu seyn und zu werden, für was euch die Leute gegenwärtig halten; betriegt die Welt nicht weiter mehr; ändert euer Herz, macht, daß wirklich alles das Gute an euch zu finden sey, was man euch zutrauet. Denn ein Häuchler, ein Mensch, der äußerlich brav scheinen will, indeß er im Herzen der größte Bösewicht ist, ist **verabscheuungswürdig an sich, verabscheuungswürdig vor der Gemeinde, in der er lebt, verabscheuungswürdig vor Gott.** Dieß will ich euch nun alles nach einander vor Augen legen.

I. Ein Häuchler ist verabscheuungswürdig an sich: wenn ich auch nicht daran denke, daß er in einer Gemeinde lebt, oder das Gott eine aufrichtige und ungehäuchelte Tugend von ihm fordert. Stellet euch nur einmahl einen Häuchler oder einen Menschen, der darauf ausgeht, äußerlich gut und brav zu scheinen, indessen er im Grunde der größte Bösewicht ist, recht lebhaft vor Augen; beobachtet ihn über sein Thun und Lassen, wie er sich geberdet wie er alle Künste der Verstellung anwendet, um der Welt glau-

ben zu machen, daß er ein braver Mann sey, indeß er im Herzen der größte Schurke ist.

Ich will euch einmahl den Häuchler so zeichnen, daß ihr meinen sollt, ihr sehet ihn lebhaftig vor Augen; gewiß, ihr werdet vor so einem Gemählde zurückfahren, und bey euch denken: ja, es ist etwas Abscheuliches um einen Häuchler. Euer eigen Gefühl muß es euch sagen, daß ich recht habe, wenn ich behaupte: ein Häuchler sey an und für sich schon verabscheuungswürdig. Da steht er vor mir, der heimliche Schurke, ich sehe ihm ins Gesicht, er macht mir eine gute Miene, er sieht mich freundlich an, daß ich meinen soll, ich hätte eine gute Seele vor mir; seine Stirn ist offen und heiter. Wenn ich nicht schon vorher wüßte, daß er ein heimlicher Bösewicht sey, so würde ich aus seiner Miene, aus seinem Gesichte nicht das geringste Falsche, nicht die geringste Tücke ahnden; sein freundschaftliches Lächeln scheint mir ein wohlwollendes Herz anzukündigen. Nun fange ich an, über allerley Sachen mit ihm zu reden, da ist seine Sprache so unschuldig, so christlich, daß ein Unwissender sich so gut durch ihn erbauen könnte, wie ehemahls am Pfingstfeste die Anwesenden zu Jerusalem durch den Mund des heiligen Petrus erbauet wurden. Wir reden von Gott und seiner gerechten Vorsehung und weisen Welteinrichtung mit einander; und die Gottesfurcht selbst, die tiefste Verehrung des Allerheiligsten, die aufrichtigste Frömmigkeit selbst scheint aus ihm zu sprechen. Im Grunde aber ist er ein

gottesvergessener Mensch, ein wahrer Gottesverächter; wie abscheulich!

Wir reden ein ander Mahl über das menschliche Thun und Lassen, gleich fängt der Häuchler an, über die böse Welt zu schimpfen; er sieht aus lauter falschem Eifer für Tugend überall nichts als Böses an den Menschen; ja, der Häuchler führt mir sogar Beyspiele an, er nennt diesen und jenen: der ist ein Erzdieb, jener ein Hurer, dieser ein Trunkenbold. Nun macht er über jeden seine erbaulichen Bemerkungen, wie im Feuereifer eines heiligen Elias oder Johannes. Und nun Wunder! Dieser Häuchler, der über andere so loszieht, ist selbst ein Dieb, selbst ein Hurer; aber er ist es nur in Geheim, er hat in seinem Leben wohl schon dreymahl mehr gestohlen, als jener, den er nur genennt hat; der ganze Unterschied ist nur der: von jenem ist es bekannt geworden; der Häuchler weiß sich aber unter der Decke zu erhalten. Sehet, das ist ein Häuchler, das ist sein Thun, das sind seine abscheulichen Verstellungskünste! Ekelt es euch nun nicht vor so einem Menschen? ist er nicht der abscheulichste Widerspruch selbst, da bey ihm Mund und Herz, Rede und Handlung, das Äußere und das Innere himmelweit von einander entfernt sind? Ein Häuchler ist also schon verabscheuungswürdig, wenn wir ihn nur nehmen, wie er an sich ist: seine Sinnesart, seine Verstellungskunst macht ihn schon an und für sich hassungswürdig. Aber noch verabscheuungswürdiger muß er uns werden, wenn

wir bedenken, daß er in einer Gemeinde lebt; äußerst verabscheuungswürdig ist er also auch vor Menschen.

II. Wir alle wünschen, daß sich andere gegen uns so zeigen, wie sie wirklich sind. Haben wir einen Feind: laß es seyn; wenn wir das einmahl wissen, so können wir uns doch vor ihm hüthen. Ein offenbarer Feind wird uns nicht so schädlich, als ein geheimer und versteckter Feind; denn jenem kann man doch manch Mahl ausweichen, diesem aber niemahls. Wenn uns aber Jemand ins Gesicht schmeichelt, sich freundschaftlich gegen uns stellt, und dabey im Herzen doch böse Anschläge gegen uns hegt, sagt selbst, ist euch so ein Mensch nicht höchst gefährlich? Was habt ihr nicht alles von ihm zu fürchten?

Überhaupt, wenn Leute offenherzig sind, wenn wir sie sowohl von ihrer guten als bösen Seite kennen, so können wir uns doch nach ihnen richten, unser Betragen gegen sie so einrichten, wie es Vorsicht und Klugheit fordert. Man weiß doch, nach der gemeinen Sprache zu reden, wie man mit solchen Leuten daran ist. Vor dem bekannten Diebsgesindel kann man seine Thüre verriegeln, vor den Straßenräubern sich manch Mahl mit der Flucht retten; vor dem Zänker und Polterer sich durch Behuthsamkeit in Reden und im Umgange in Acht nehmen; vor dem offenbaren Verführer der Unschuld kann sich das Mädchen durch Vermeidung alles Umgangs mit ihm schützen. Aber vor

dem ehrlich scheinenden Diebe, vor dem geheimen Intriquenmacher, vor dem listigen, Unschuld häuchelnden Verführer, der lauter unschuldige Reden im Munde führt, während dem er im Herzen gegen die Unschuld das abscheulichste Vorhaben ausbrütet, kann der Mann, die Frau und das Mädchen so leicht nicht hüthen.

Der Häuchler ist also der verworfenste Betrieger der ganzen Gesellschaft. An ihm irren sich Groß und Klein, Jung und Alt. Der Beamte hält ihn für einen treuen Unterthan, der Geistliche hält ihn für einen treuen Gottesverehrer, da er im Herzen ein Gottesverächter ist. Die Gemeinde hält ihn für einen ehrlichen, redlichen Mann, da er der größte Schurke im Herzen ist. Ist so ein Mensch nicht verabscheuungswürdig vor Menschen, die er so hintergeht, sie gleichsam zum Besten hat? Seine Freunde halten ihn, den Häuchler, für einen Mann von den besten Gesinnungen, da er doch weiter nichts, als ihr verstellter Feind ist. Der Häuchler betriegt sogar Frau und Kinder. Die Frau hält ihn vielleicht für einen nüchternen, getreuen und fleißigen Ehemann, und er, der Häuchler, ist vielleicht nichts weniger als dieß: ist vielleicht ein liederlicher Verschwender, ein ungetreuer Ehegatte, ist vielleicht alles, nur das nicht, wofür ihn die aus gutem Herzen leichtglaubige und betrogene Frau hält.

Häuchler haben auch, wie uns die Geschichte lehret, schon außerordentlich viel Böses in der

Welt angerichtet. Ein Häuchler war Judas, und er brachte unsern Herrn Jesum an das Kreuz. Häuchler stiften Uneinigkeiten in den Familien, Häuchler treten die Religion mit Füßen, indem sie sie auf den Thron zu erheben scheinen wollen; Häuchler verführen die Fürsten, daß sie die Unschuld verfolgen, und das Laster beschützen. Häuchler bringen oft ein ganzes Land in Aufruhr, während dessen sie das allgemeine Beste vorspiegeln; sie denken an weiter nichts, als zu ihrem eigenen Nutzen. Häuchler stiften blutige Kriege an; sie geben nähmlich vor, die Ehre des Reichs fordere Krieg, und sie wollen nur ihre Privatrache befriedigen. Auf Häuchler, die anders reden, anders denken, anders handeln, kann man sich im Handel und Wandel nicht verlassen. Ein Häuchler ist überhaupt für die menschliche Gesellschaft weit gefährlicher, weit schädlicher, als ein offenbarer Bösewicht. Diesem kann man doch zum wenigsten durch Gesetze und Obrigkeit, durch Kerker und Strafe Einhalt thun, ein Häuchler aber treibt sein Unwesen immer in Geheim, und daher ungestraft, er lügt und betriegt; aber so fein, daß man es selten gewahr wird.

III. **Ein Häuchler ist verabscheuungswürdig vor Gott.** Gott fordert von uns allen eine ungehäuchelte Frömmigkeit, wahre Rechtschaffenheit des Lebens. Er, der uns allen in das Herz sieht, begnügt sich nicht mit dem äußern Scheine; er will, daß wir ihn von ganzem Herzen lieben, ihm mit ganzer Seele zugethan seyn sol-

len. Das Knie vor ihm beugen, lange und schöne Gebethe ihm vorsagen, die Hände zu ihm aufheben, dieß ist vor Gott ein Spielwerk ohne Werth, dieß alles ist vor ihm so viel als nichts gethan, wenn die innere Verehrung des Herzens, die kindliche Liebe gegen ihn, das herzliche Vertrauen, und der thätige kräftige Wille, sein Geboth zu erfüllen, fehlen. Nun, was thut der Häuchler anders, als daß er sich äußerlich fromm und gut stellt, indeß er im Herzen ein Gottesverächter ist? Der Häuchler spricht mit der allerheiligsten Ehrfurcht von Gott, und sein Herz weiß nichts davon; er besucht die öffentlichen Gottesverehrungen, stellt sich an die Spitze der Andächtigen mit allen Zeichen der feurigsten Andacht; im Herzen aber ist er ein Gottesvergessener. Seinem ganzen Thun und Lassen weiß er einen Anstrich von Rechtschaffenheit zu geben, und er ist im Grunde ein Schurke, der bey allem, was er thut, böse Absichten heget. Er ist wohlthätig, um desto mehr zu gewinnen; er ist freundlich, um andere in die Falle zu locken; er schimpft über böse Sitten anderer, um seine eigene Nichtswürdigkeit zu bemänteln. Muß nicht so ein Betrieger vor Gott ganz verabscheuungswürdig seyn? Er ist ja nichts weniger als das, was er vor Gott seyn soll; denn ein wahrhaft ehrlicher, vom Herzen guter, und gegen Gott und Menschen redlich gesinnter Mann, nur der gefällt Gott. Der Heiland gibt seinen Freunden den Rath: seyd einfältig wie die Tauben, und klug wie die Schlangen. Der Häuchler aber

hat doch wahrlich nichts von jener Einfalt, wie man sie bey der gutartigen Taube findet; das ist, er ist nicht ohne Tücke, nicht ohne Falsch, er ist das nicht wirklich, was er scheint, Mund, Herz, Handlung und Gesinnung stimmen bey ihm keineswegs überein.

Überdieß ist der Häuchler auch darum vor Gott das abscheulichste Geschöpf, weil er gerade das, was bey Gott und jedem Gutgesinnten, das heiligste und größte Gut ist, ich meine Frömmigkeit und Tugend, diese ehrwürdigen Nahmen dazu mißbraucht, um sein böses und unwürdiges Herz damit zu decken. Treibt nicht ein Häuchler, so viel an ihm ist, gleichsam seinen Spott mit Gott? So beugten auch die Juden das Knie vor Jesum am Kreuze, und nannten ihn einen Juden-könig. Das war ihnen aber so wenig Ernst, als es dem Häuchler Ernst ist, Gott seine Ehrfurcht, seine Liebe zu bezeigen, wenn er in der Kirche etwa auf die Kniee fällt, oder an seine Brust schlägt. Man sollte es beynahe für unglaublich halten, daß ein Mensch so seyn könne, sich vor Gottes Angesicht als einen Verehrer des Allerheiligsten hinzustellen, ihn seinen Vater und Herrn zu nennen, fromme Seufzer zu dem Allwissenden empor zu schicken, und im Herzen ein Gottesläugner, ein unwürdiger Verächter Gottes zu seyn. Ist denn der Häuchler etwa so dumm, daß er glaubt, Gott sehe ihm nicht ins Herz; da lasse er sich von einem frommen David eines Besseren belehren, der ruft mit aufrichtigem Herzen zu Gott: „Gott! noch

ehe du mich im Mutterleibe werden ließest, sahest du mich schon; du durchforschest mein Herz und mein ganzes Inneres." Der Häuchler muß also auf die schrecklichen Gedanken kommen: Gott weiß, daß ich ein Häuchler bin, und wenn er dennoch fortfährt, es zu seyn, so ist seine Sünde, seine Frechheit unverzeihlich.

Zum Beschlusse, liebe Zuhörer! warne ich euch mit dem Heilande: Seyd wohl auf eurer Huth der falschen Propheten wegen, die in Schafskleidern zu euch kommen, innen aber reißende Wölfe sind. Und da ihr nun wohl überzeugt seyn werdet, wie verabscheuungswürdig ein Häuchler an sich, vor Menschen und vor Gott sey, so laßt die Schande nicht auf euch kommen, Häuchler zu seyn, oder zu werden.

Wollt ihr aber doch lieber böse als gute Menschen seyn, so seyd lieber offenbare Bösewichter, ihr seyd dann doch so verabscheuungswürdig nicht, wie geheime Schurken oder Häuchler. Das rathsamste bleibt aber immer, euch einer ungehäuchelten Rechtschaffenheit zu befleißigen. Werdet von Herzen gut, macht euch gute Gesinnungen eigen, so habt ihr nicht nöthig, lange auf Künste zu denken, wie ihr vor den Menschen brav scheinen wollt: denn ein gutes Herz, ein rechtschaffener Sinn äußert sich von selbst in allen Handlungen des Menschen. Und

dann

dann überlegen, daß es das wenigste sey, vor Menschen nur gerecht zu erscheinen. Unsere Gerechtigkeit vor Gott ist die Hauptsache; nur diese macht uns selig. Und Gott könnet ihr, ihr Häuchler! doch wahrlich nicht betriegen. Ihr werdet doch nicht so unsinnig seyn, zu glauben, Gott halte euch wirklich für das, was ihr äußerlich scheint, wenn ihr es gleich im Grunde nicht seyd. Nein, Gott sieht tiefer. Er fordert ein gutes Herz, einen rechtschaffenen Sinn, Übereinstimmung des Innern mit dem Äußern und des Äußern mit dem Innern; er fordert Werke eures Glaubens. Amen.

---

## Am achten Sonntage nach Pfingsten.

---

**Die mehresten Menschen beweisen nicht nur mehr Verstand und Klugheit, sondern auch mehr Eifer und Betriebsamkeit in Erwerbung irdischer Vortheile, als in Besorgung ihres Seelenheils.**

---

846

### Text.

Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrer Art, als die Kinder des Lichts. Lukas XVI. 8.

Was der Heiland mit den Worten des vorstehenden Spruchs sagt, das war zu seiner Zeit

so und ist heut zu Tage noch so: die Kinder dieser Welt sind klüger, d. i., die Weltmenschen, die Heiden, die Nichtchristen, die nur bloß für die Welt und das Zeitliche leben, fangen alles mit mehr Klugheit an, und führen es mit mehr Geschicklichkeit aus, als die Kinder des Lichts; d. i. die Christen, die Anhänger Jesu, die eine höheres Ziel kennen und suchen, als das bloß irdische Leben. Die Bemerkung machte Jesus bey Gelegenheit der Erzählung vom ungerechten Haushalter oder Güterverwalter. Dieser war bey dem Gutsbesitzer um der schlechten Verwaltung willen angeklagt worden, und hatte seine Entlassung, und mit dieser den Verlust seines Brots zu befürchten. Da raffinirte er nun mit aller Anstrengung darauf, wie er in dem schlimmsten Falle seiner Entlassung auf eine andere Art sein Glück wieder sogleich machen könnte. Es fiel ihm ein, sich bey den Schuldnern seines Herrn beliebt zu machen, und sich bey diesen eine Aufnahme zu verschaffen, wenn ihn sein Herr etwa absetzen sollte. Die Schuldner wurden also citiret, und die Schuldbriefe vorgefordert. Die eigentliche wahre Schuld wurde ausgestrichen, und weniger angesetzt, als sie schuldig waren. Dieß war für die Schuldner ein großer, obgleich unerlaubter Gewinn; und dadurch hatte sich nun der Güterverwalter seine Schuldner so verbindlich gemacht, daß er einen Gegendienst oder eine Belohnung im Falle seines Brotsverlustes von ihnen sich versprechen konnte. Hier nun ruft der Heiland aus: die Kinder dieser

Welt sind klüger in ihrer Art als die Kinder des Lichts. Jene haben so viele Kunstgriffe in ihrer Gewalt, um sich auf jeden Fall sicher und schadlos zu halten; wissen ihren Vortheil auf allerley Wegen und durch allerley, zum Theil scharfsinnige Mittel zu suchen und zu behaupten, daß ihnen die Kinder des Lichts, die bessern Menschen, hierin weit nachstehen. Diese sind lange nicht so erfinderisch in der Art und Weise Gutes zu stiften und wahre Vortheile sich zu erwerben, als jene.

L. Z.! könnte das der Heiland auch etwa von uns noch sagen? Trifft es auch bey Menschen unserer Zeit, bey uns und unsern Zeitgenossen noch ein? Mir scheint es allerdings so. Wenn ich die Menschen nehme, wie sie heut zu Tage noch sind, wenn ich auf ihr tägliches Thun und Lassen Acht gebe, so muß ich sagen:

Die Menschen heutiger Zeit verstehen sich viel besser auf zeitlichen Vortheil als auf ewigen. I. Theil.

Sie sind auch viel eifriger und betriebsamer für zeitliche Vortheile als für das wahre und ewige Heil. II Theil.

## Erster Theil.

Alle zeitlichen Vortheile, wozu Reichthum, Geld und Gut, Ehre vor Menschen, gute Freunde und alle Bequemlichkeiten des Lebens gehören, sind an und für sich keine wahren Vortheile. Für

den vernünftigen Menschen, der eigentlich nicht für diese Sinnenwelt, sondern für etwas Höheres bestimmt, für das Reich Gottes im Himmel geschaffen ist, gibt es nur einen einzigen wahren Vortheil, nur ein einziges wahres Gut; und dieses ist Tugend, ein rechtschaffener Sinn, eine vernünftige Lebensweise, oder mit einem Wort: die Sittlichkeit. Sittlichkeit allein hat ihren Werth für sich; ihr Werth ist ewig und unveränderlich, eben so ewig und unveränderlich als Gott selbst ist. Und nur Sittlichkeit, ein rechtschaffener guter Sinn, eine vernünftige ordentliche Lebensart führt zu Gott, macht uns Gott ähnlich, nach dessen Ebenbild wir gemacht sind. Nur durch Sittlichkeit nähern wir uns Gott, und nur durch sie können wir mit dem Allerheiligsten selbst, ich meine Gott, in eine ewige Verbindung, und folglich zum höchsten Genusse des wahren, ewigen Wohlbefindens, dessen ein unsterblicher Geist fähig ist, kommen.

Daß Reichthum und zeitlicher Gewinn jeder Art, für sich kein wahrer Vortheil für den Menschen seyn könne, sehet ihr schon daraus, weil der Mensch beym Austritte aus diesem irdischen Leben alle diese Dinge zurückläßt, und weiter nichts mit sich nimmt als sich selbst; sein gutes oder böses Herz, seinen Verstand und seinen Geist mit allen den guten oder schlimmen Eigenschaften, die er sich in seinem Erdenleben dahier erworben und eigen gemacht hat.

Selig sind die, die in dem Herrn sterben, heißt es in der Offenbarung Johannes, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Geld und Gut und jede Bequemlichkeit dieses Lebens haben an sich gar keinen Werth; denn mit dem Tode bin ich von allen dem, was außer mir ist, nun auf einmahl ganz abgeschnitten; nur mein Herz, mein innerer Sinn, meine Denk- und Handlungsart, nur das Gute in mir selbst, nur mein eigenes Ich mit allen guten und schlimmen Eigenschaften, nehme ich mit mir.

Der Sterbende kann eben das von sich sagen, was Simonides, ein alter Weltweiser, nach einem Schiffbruche, aus dem er nichts als sein Leben gerettet hatte, von sich sagte: ich habe zwar alles verloren, aber es thut nichts zur Sache, ich habe doch noch alles, denn ich trage alles in und mit mir; meine Einsicht, meine Art zu denken, mein Geist ist mir alles, und den habe ich gerettet.

Zwar sind diese zeitlichen Dinge nicht zu verachten, denn auch sie sind ein herrliches Geschenk Gottes; aber sie sind doch an und für sich nichts Gutes, sondern sind nur in so weit etwas Gutes, als sie uns zu dem höchsten und wahren Gute der Tugend nähmlich verhelfen, in so weit wir wirklich Gutes damit stiften, und dadurch besser, rechtschaffener und reicher an guten Thaten werden.

Wer sollte es nun glauben, daß viele von uns sich gerade auf das, was Nebensache ist weit besser verstehen, als auf das was die Haupt-

sache ist? oder daß die Menschen bloß zeitlichen Vortheil, ohne alle höhere Absicht, mit weit mehr Kunst, Geschick und Überlegung aufzusuchen, zu verfolgen und zu erreichen wissen, als das wahre und höchste und einzige Gut, die Tugend? Allein die Erfahrung zeigt leider, daß es nicht anders ist. Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrer Art, als die Kinder des Lichts. Denn was ist das Leben der meisten unter uns anders als ein ewiges Ringen und Streben nach Reichthum, nach Gewinn im Handel und Wandel, nach Ehre, nach Ansehen, ohne dabey nur das geringste Augenmerk auf ein höheres und besseres Gut zu haben? die meisten wollen nur reich seyn, um reich zu seyn, nicht deßwegen, um durch ihren Reichthum mehr Gutes zu thun und stiften zu können. Der Wohlhabende bringt ein Stück Landes um das andere an sich. Was hat er für Absichten dabey, die ihn vor Gott rechtfertigen könnten? Oft nimmt er sogar dadurch dem Armen, der auch ebenfalls Lust und Kraft hätte, etwas mehr zu erwerben, ein Stück Brot vor dem Maule hinweg. Allein das kümmert ihn nicht. Wenn er, der Reiche, nur hat, der Ärmere mag sehen, wie er zurechte kommt. Kurz, der Menschen einziges Thun und Lassen ist, daß sie bey allem Streben nach zeitlichen Vortheilen, nur diese Vortheile und sonst weiter gar nichts im Auge haben. Man will wohlhabender, ruhiger, bequemer leben, man will geehrt seyn, nur bloß deßwegen, um es zu seyn. Man fragt dabey nicht lange, wozu wird dir das nützen, kannst

du dadurch vielleicht mehr Gutes in der Welt ausrichten? Was hast du für Absichten dabey, wirst du dadurch besser und rechtschaffener werden? Glaubst du dabey sicherer und leichter in den Himmel zu kommen? Dieß alles sind bey den meisten unnöthige Fragen, über die man leicht weggehen kann.

So ist es nun; aber es sollte doch nicht so seyn, und es wäre nicht, wenn die Menschen auf ihren wahren Vortheil sich besser verstünden.

Daß die meisten sich auf ihren zeitlichen Vortheil weit besser verstehen als auf ihren wahren und ewigen Vortheil, das sieht man deutlich aus den Betrachtungen, die ich gemacht habe und die ihr noch täglich machen könnt. Viele werden täglich reicher, aber um nichts besser. — Vorerst mache ich diese allgemeine Bemerkung. Es ist gewiß, daß die Menschen darin, was zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zum zeitlichen Reichthum gehört, es in unsern Zeiten viel weiter gebracht haben als die Alten. Die Ernten fallen besser aus, weil der Ackerbau mit mehr Kunst und Geschicklichkeit betrieben wird. Wir haben jetzt mehr und schöneres Vieh als ehemahls, der Reichthum an barem Geld ist in unseren Zeiten auch bey dem mittelmäßigen Bauersmanne sehr gestiegen. Wer ehemahls acht Häller in der Tasche hatte, der hat nun acht Kreuzer. Kurz, es ist gewiß, das Volk ist im Ganzen reicher, wohlhabender geworden als es unsere Voraltern vor etwa fünfzig

Jahren waren. Aber ist die Welt in eben dem Maße auch besser und rechtschaffener geworden? ist deßwegen mehr Frömmigkeit und Rechtschaffenheit unter uns zu finden? Nichts weniger als dieß, vielmehr möchte ich das Gegentheil behaupten. Woher kommt das? Die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichts. Man versteht sich nähmlich auf seinen zeitlichen Vortheil besser als auf seinen wahren und ewigen Vortheil. Hierin liegt die ganze Ursache dessen, daß wir nun im Jahre 1793 zwar reicher und wohlhabender sind als im Jahre 1750, aber deßwegen um nichts rechtschaffener und besser; oder wir sind vielmehr gerade darin zurückgeblieben.

Jeder von euch weiß am besten, wie es mit seiner Haushaltung steht; ob euer Wohlstand bis daher zugenommen habe oder nicht. Gesetzt nun, ihr fändet, daß eure Umstände sich verbessert, daß ihr um vieles wohlhabender geworden wäret, als ihr es vor dem waret: so fraget euch nun in diesem Falle aufrichtig; ob ihr und die Eurigen in eben dem Maße besser und rechtschaffener geworden seyd, in dem Maße als eure äußerlichen Umstände sich verbessert haben? Ich will darüber nicht entscheiden; ihr selbst mögt den Ausspruch thun. Aber vermuthen kann ichs doch, daß mancher, wenn er aufrichtig ist, es sich selbst werde gestehen müssen, daß er nicht in dem Maße besser und frömmer, als er reicher und wohlhabender geworden ist. Und da zeigt sichs

denn also wieder, was ich Anfangs behauptete, daß nähmlich die meisten auf ihren zeitlichen Vortheil sich besser verstehen als auf ihren wahren und ewigen.

Dann dürfen wir auch nur auf uns selbst und andere Acht haben, um es deutlich einzusehen, daß wir uns auf zeitlichen Gewinn besser verstehen, als auf unser wahres und ewiges Heil. Wie viele Kunstgriffe hat man nicht in seiner Gewalt, wenn es darauf ankommt, einen Vortheil sich zu erwerben. Da weiß man andere so geschickt zu bereden, sie zu seinen Absichten zu gebrauchen, ja wohl gar oft zu betriegen. Man greift die Sache bald so, bald anders an, so wie man glaubt, den größten Nutzen daraus zu ziehen. Tag und Nacht sinnt man darauf, wie alles Nutzen für uns einbringen möge. Da fehlt es nie an Verstand, nie an Überlegen, am ernsten anhaltenden Nachdenken, wenn es auf einen zeitlichen Vortheil ankömmt. Aber nicht so, wenn es auf eine gute That zum Besten anderer, auf unser wahres Seelenheil, auf eine rechtschaffene Lebensweise, auf edle Gesinnungen und Handlungen ankömmt; da beweist man keine Überlegung, da scheut man alles Nachdenken. Es bleibt also richtig: die Menschen verstehen sich überhaupt auf ihren zeitlichen Vortheil viel besser als auf ihr wahres und ewiges Heil. Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrer Art als die Kinder des Lichts. Die Menschen zeigen aber nicht nur mehr Verstand und Klugheit, son-

dern auch mehr Eifer und Betriebsamkeit, in Besorgung ihres zeitlichen Vortheils. Hiervon noch kurz im

## Zweyten Theile.

O, es ist leider! eine traurige Erfahrung, daß die mehrsten Christen mehr Eifer, mehr Betriebsamkeit in Absicht ihres zeitlichen Wohls, als in Absicht ihres ewigen zeigen. Der Eigennutz, der zeitliche Vortheil, dieß ist gewöhnlich der einzige Abgott, dem die mehrsten Menschen opfern. Einem zeitlichen Gewinn opfert man nicht selten das höchste Gut, Tugend und Rechtschaffenheit auf; man will lieber reicher und wohlhabender, als rechtschaffen und gut seyn. Der zeitliche Vortheil ist der einzige Gesichtspunct, aus dem man alles um sich her ansieht und beurtheilt. Hiernach muß sich alles fügen und machen lassen. Um Recht oder Unrecht, um Sünde oder Tugend fragt man hierbey nicht. Eure Dienstbothen mögen vornehmen, was sie wollen; sie mögen ausschweifend seyn oder nicht, daran liegt den meisten unter euch nichts, wenn sie nur sonst fleißig arbeiten, und dem Herrn viel Vortheil verschaffen; denn es liegt euch ja sonst nichts am Herzen, als euer zeitlicher Vortheil; wenns damit gut stehet, so mag alles übrige hingehen. So sehet ihr auch euern Kindern, euern Söhnen oder Töchtern gern alle Ausschweifungen nach, wenn sie des Tags über nur den Acker gut pflegen und bestellen, recht schwitzen und arbeiten; immer mögen sie dann des Nachts durch alle Gassen schwärmen, und ihren Lüsten nachgehen; daraus macht ihr

euch nichts. So auch, wenn eure Dienstbothen oder eure Kinder die Woche über nur recht viel ausrichten, so mögen sie immerhin des Sonntags auch manch Mahl einen schlimmen Streich spielen, oder sonst vornehmen, was sie wollen. Das heiße ich doch wahrlich über seinen zeitlichen Vortheil alle seine Pflichten, oder die Besorgung seines Seelenheils vergessen! — Ihr wollt lieber schlechte Hausväter, pflichtvergessene Dienstherrn seyn, als Dienstbothen haben, die vielleicht nicht so arbeitsam sind, weil sie weniger Kraft haben, aber dafür desto rechtschaffener und eingezogener sind.

Wenn in der Gemeinde was Gutes zu Stande kommen soll, da mag keiner mitwirken, da läßt man alles auf sich beruhen; da eifert niemand für die gute Sache; und die Wenigen, die etwa besser denken, und sichs angelegen seyn lassen, können dann nichts ausrichten, weil es dem größten Theile an guten Willen und an Eifer fehlt. Woher diese Gleichgültigkeit? Weil sie in Betreibung einer gemeinsamen Anstalt, nicht so augenscheinlich ihren eigenen Vortheil sehen.

Eure Kinder spannt ihr so frühe, als möglich, vor den Pflug; die kleinen armen Geschöpfe müssen sich zu allem gebrauchen lassen, wovon ihr glaubt, daß es nur einigermaßen zuträglich für den Haushalt sey. Aber zur Schule sie anhalten, um da die Lehren des Christenthums und andere nützliche Kenntnisse zu erlernen: das fällt den meisten unter euch nicht ein. Und wenn es ja geschieht, so geschieht es bloß aus Zwang, aus Furcht vor Strafe, nicht aus der Überzeugung, daß es wirk-

lich gut und wahrhaft nützlich für eure Kinder ist, wenn sie die Schule fleißig besuchen. Denn eine Hand voll Viehfutter ins Haus gebracht, ist bey vielen mehr, als schreiben, rechnen können, oder die Glaubenslehre wissen. Mit Buchstaben und dem Katechismus kann man aber das Vieh nicht füttern; und schönes Vieh haben, und in seiner Haushaltung recht gut stehen, dieß ist bey vielen Ältern mehr, als geschickte, gut erzogene, wohl unterrichtete Kinder haben.

Ich könnte euch nun noch sehr viele Beobachtungen, die ich gemacht habe, anführen, und alle würden es bestätigen, was ich behaupte: die meisten zeigen für ihren zeitlichen Vortheil mehr Eifer, mehr Betriebsamkeit, als für das ewige Heil, für das, was wahrhaft gut und nützlich ist. Ich will euch nur überhaupt noch aufmerksam machen, wie unser ganzes Thun und Lassen mehr auf zeitlichen Gewinn, als auf gute Thaten gerichtet ist. Ganz außerordentlich und bewunderswürdig ist besonders in dieser Jahreszeit euer Eifer, eure Betriebsamkeit auf dem Felde und zu Hause. Jede Kraft wird da angespannt, alles, was nur Hände und Füße hat, muß laufen und arbeiten; der Schweis trocknet fast nie auf euern Gesichtern, und warum das? Um eine volle Scheune, einen kornreichen Boden, und wohlgemästetes Vieh zu haben. Ich will nun eben nicht sagen, daß ihr daran unrecht thut. Euer Fleiß, eure Arbeitsamkeit wäre gut, wenn nur nicht bloßer Geiz oder Eigennutz, sondern vielmehr die Erkenntniß eurer Pflicht es wäre, was euch dazu antriebe. Aber dieß ist

es nun meistens nicht. Denn wenn ihr aus Pflicht arbeitsam wäret, so müßtet ihr bey jeder andern Gelegenheit auch so rechtschaffen und pflichtmäßig handeln; das zeigt aber die Erfahrung nicht. Der arbeitsamste Mensch zeigt sich oft bey andern Gelegenheiten als den größten Bösewicht. Er ist hartherzig, unversöhnlich, feindselig, betriegerisch; die meisten sind nur rechtschaffen und gut und sind es, oder scheinen es vielmehr zu seyn, so lange als es ihr zeitlicher Gewinn fordert. Der Mann, der den ganzen Tag geschwitzt hat, um einige Batzen zu verdienen, lebt vielleicht mit seiner Frau in Zwietracht. Um einiger Batzen willen thut er alles; aber um Friede mit seiner Frau zu haben, dazu mag er, wenn er Abends nach Hause kommt, kein Wort reden. Für sich arbeitet mancher ohne Aufhören; aber wenn er mitunter auch einen Dienst für seinen Nebenmenschen thun soll, da ist er träge dazu: denn da hört sein eigener zeitlicher Vortheil auf. Überhaupt ist es eine richtige Bemerkung: die meisten zeigen weit mehr Eifer und Betriebsamkeit für ihren zeitlichen Gewinn und Vortheil, als für gute Handlungen, für Tugend und Rechtschaffenheit, weil diese nicht immer so offenbar mit ihrem zeitlichen Vortheile zusammen hängen.

L. Z.! Zum Beschlusse bitte ich euch, eben so klug und scharfsichtig zu seyn, eben so viel Eifer und guten Willen zu beweisen, wenn es auf eine rechtschaffene That, als wenn es auf irgend einen zeitlichen Gewinn ankommt. Es ist sehr bedenklich für uns, was der Heiland sagt: Die Kinder der

Welt sind klüger in ihrer Art, als die Kinder des Lichts. Macht wenigstens, daß dieses an euch nicht wahr werde. Nehmt das recht zu Herzen, was ich euch gleich Anfangs sagte: auf der ganzen Erde ist eigentlich nichts so gut für uns, als Rechtschaffenheit des Lebens, als Tugend, eine vernünftige, ordentliche Lebensweise. Das allein ist die Hauptsache, darauf kommt alles an. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; dem Rechtschaffenen gereichen alle Dinge zum Besten; dem Bösen helfen alle zeitlichen Vortheile nichts: denn alles Zeitliche ist nur in so fern gut und nützlich, als wir dadurch weise, verständige, edelgesinnte und rechtschaffene Menschen werden. Amen.

---

## Am eilften Sonntage nach Pfingsten.

### Worauf es eigentlich ankomme, daß eine Handlung wirklich gut und Gott wohlgefällig zu nennen sey.

---

Text.

Sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge löste sich, und er redete ganz gut. Er befahl ihnen aber, es niemanden zu sagen. Mark. VII. 35. 36.

Warum l. Z.! geboth wohl unser Heiland den Leuten Stillschweigen, als er etwas so gutes und

menschenfreundliches gethan, und einem Taubstummen Sprache und Gehör wiedergegeben hatte? Wir heißen sonst andere nur dann schweigen, wenn wir etwas gethan haben, was unrecht und böse ist, was uns vor den Leuten keine Ehre macht, oder was wir vor Rechtschaffenen, Edeldenkenden nicht verantworten zu können glauben? Das war aber doch wohl der Fall bey unserm Heilande nicht, da er einen Elenden glücklich gemacht hatte? Nein! das war es bey Jesu nicht: aber eben das Gute und Wohlthätige, das in seinem Werke lag, eben das war Ursache, daß er zu den Umstehenden sagte: sagt es niemanden, was hier geschehen ist. Diese wunderbare Heilung des Taubstummen war nähmlich ein gutes Werk, und wenn der Heiland etwas Gutes that, so wollte er es nicht vor der Welt ausgeschrieen haben; der Heiland war der Meinung, daß etwas Gutes in Geheim gethan, doppelt gut sey, und daß eine auch an sich gute That dann aufhöre gut und verdienstlich zu seyn, wenn sie um der Menschen Beyfall willen, aus Ehre und Ruhmsucht unternommen werde. Sodann wollte unser Heiland Jesus Christus jetzt auch noch kein so großes Aufsehen machen, er wollte für jetzt noch im Stillen leben und fortwirken, weil er voraussah, daß man seiner Laufbahn sonst noch früher, als es gut wäre, ein Ende machen möchte. Der Heiland erinnert uns also heute durch diese Worte: sagt es niemanden, was ich gethan habe, an eine sehr wichtige Wahrheit und an eine sehr nothwendige Regel bey allem un-

sern Gutes thun: nähmlich, eine gute That hört dann auf gut und verdienstlich zu seyn, wenn wir sie in der Absicht verrichten, uns vor Menschen Ehre damit zu machen, dadurch angesehen und berühmt zu werden. Dieß will ich euch nun beweisen, und ich zweifle nicht, daß ihr alles, was ich jetzt darüber sagen will, wohl beherzigen werdet; weil es darauf ankommt, zu lernen, wie man Gutes thun müsse, und wie auch eine Handlung, die dem äußerlichen Anscheine nach noch so gut ist, allen ihren innern Werth und Verdienst vor dem allwissenden Richter verlieren müsse.

L. Z.! Wenn wir irgend eine gute Handlung verrichten, so wünschen wir doch gewiß, daß sie vor dem heiligen und allwissenden Gott auch wirklich dafür gelten, und von ihm für eine wirklich gute und gerechte Handlung angesehen werden möge. Nun sehet, hier kommt ja alles auf die Absicht an, die wir dabey haben, wenn wir irgend etwas Gutes thun. Vieles ist dem Scheine nach gut, und ist im Grunde doch nicht gut und verdienstlich, weil es nicht in der rechten Absicht gethan ist; und diese ist es eigentlich allein, die unsere Werke entweder gut oder böse macht. So können wir auch von andern im Grunde nicht sagen, sie haben etwas Gutes gethan, weil wir in ihre Herzen nicht sehen, und die wahre Absicht nicht wissen können, warum sie es gethan haben. Es scheint uns freylich manches gut gethan, und wir sagen gar oft: der und jener hat da etwas recht Gutes gethan; aber es kann doch seyn, daß es an sich vielleicht nicht gut ist, und

daß

daß es uns nur so scheinet. Nun, da können wir freylich nicht anders urtheilen, wir können den Menschen nicht nach seinen Absichten beurtheilen, weil wir sein Herz nicht durchschauen können. Oft müssen wir uns bey unsern Urtheilen über die Handlungen der Menschen, nur darnach richten, wie dieselben, ihrer äußern Gestalt nach, uns vorkommen. Eine That kann ihrer äußern Gestalt nach und in ihren Folgen, gut seyn; aber sie ist vielleicht nicht gut und verdienstlich für den, der sie verrichtete, weil er die rechte Absicht dabey nicht hatte.

Wollen wir also wirklich etwas Gutes thun, so müssen wir es nicht um der Ehre willen thun. Denn ein an sich gutes Werk, hört dann auf, für uns gut und verdienstlich zu seyn, wenn es um der Ehre willen geschieht. Zum Beweise darf ich euch ja nur vorerst die Worte Jesu anführen: **Sagt es niemanden.** Warum wollte Jesus unser Heiland bey dem guten Werke, daß er an dem Taubstummen verrichtete, vor der Welt nicht gepriesen seyn, warum sollten es die Leute nicht erfahren? Vorerst und hauptsächlich aus der Ursache, weil Jesus wohl einsah, daß ein gutes Werk, eine wohlthätige Handlung, wenn sie noch gut und verdienstlich bleiben solle, nicht um der Ehre, nicht um des Ansehens, nicht um der Ruhmredigkeit willen geschehen dürfte. Was der Heiland anderswo seinen Zuhörern anbefohlen: **Wenn deine rechte Hand etwas gibt, so soll es deine linke nicht wissen;** sehet, das eben wollte er hier bey einem guten Werke, daß er verrichtete, selbst beobachten.

Denn was unser Herr Jesus lehrte und andern anbefohlen, das that er immer selbst auch.

Wenn wir irgend eine gute That verrichten, und wir verrichten sie nur aus Ehrbegierde, um von den Leuten gepriesen zu werden: so verrichten wir sie ja im Grunde nicht aus Liebe zu Gott, und da kann denn auch Gott sein Gefallen nicht an uns haben, kann uns nicht dafür belohnen. Mithin ist jede gute That, wenn sie auch an sich gesetzmäßig ist, nicht mehr verdienstlich, wenn sie nur aus Eitelkeit, aus Begierde, viel Aufsehen damit vor der Welt zu machen, verrichtet wird. Saget selbst, m. A.! habt ihr so viel Freude daran, wenn euch jemand etwas Gutes erzeigt, und ihr wisset, daß es eigentlich nicht euch zu Gefallen, nicht aus Liebe und aus Neigung zu euch geschieht; sondern etwa aus Nothwendigkeit, weil der andere vielleicht gerade in solche Umstände versetzt ist, daß er nicht wohl anders kann, ohne sich über gewisse menschliche Gefühle wegzusetzen, oder weil er gar vielleicht einen andern Vortheil im Auge hat, den er dafür wieder zu erhalten hoffet. Ganz gewiß wird euch das Gute, das euch aus Nothwendigkeit oder aus eigennütziger Absicht erzeigt wird, nicht so viel Vergnügen machen, als wenn ihr innigst überzeugt seyd, daß es aus wahrer Neigung, aus Liebe gegen euch, erwiesen wird. Sehet, so hat Gott auch keine Freude daran, wenn ihr das Gute, so ihr thut, nicht aus Liebe zu ihm thut. Ihr dürft euch also auch keine Rechnung auf seine väterliche Vergeltung, auf eigenes Verdienst vor ihm machen.

Höret endlich den eigentlichen wahren Grund, warum eine gute That nicht mehr verdienstlich und gut ist, wenn sie um der Leute willen, um des Aufsehens willen, das man damit zu machen gedenkt, verrichtet wird. Und hier wünschte ich recht sehr, m. A.! daß ihr das, was ich jetzt sagen will, recht begreifen möget; denn darauf kommt ja am Ende alles an, daß all euer Thun und Lassen wirklich gut und verdienstlich, und nicht nur dem Scheine nach sey. Aus eurem Katechismus wisset ihr, und es ist auch von dieser Kanzel gewiß schon mehr als einmahl gesagt worden, daß alles was wir thun, nur dann gut und verdienstlich sey, wenn es aus Liebe zu Gott geschieht. Aus Liebe zu Gott etwas thun, heißt aber nichts anders, als etwas deßwegen thun, weil es Gott so will, weil es von Gott befohlen, vorgeschrieben und uns zur Pflicht gemacht ist. Aus Liebe zu Gott etwas thun, heißt nichts anders, als seine Pflicht erfüllen, bloß darum, weil es Pflicht ist, weil nur das, was uns die Pflicht vorschreibt, des Menschen würdig, seiner ewigen Bestimmung angemessen, und von seiner Vernunft gebilligt wird. Denn warum will Gott, daß wir jenes thun, und dieß unterlassen sollen? da hat doch gewiß die ewige Weisheit eine Ursache: ja, Gott gebiethet und verbiethet nichts ohne weise Ursache. Die Sünde hat er verbothen, darum, weil die Sünde an sich schon etwas Böses ist, und dem vernünftigen Menschen nicht geziemet. Die Tugend, Rechtschaffenheit, hat Gott gebothen: warum? weil Tugend, Rechtschaffenheit, schon an und für sich etwas Gutes ist, das einzig die Würde des ver-

nünftigen Menschen ausmacht. Wenn wir also aus Liebe zu Gott etwas Gutes thun, so müssen wir das Gute aus keiner andern Absicht, als um seiner selbst willen thun; denn Gott will das Gute, die Tugend, nur an und für sich, nicht wegen ihren beseligenden Folgen. — Das Gute, die Tugend hat ihren ewigen Werth, für sich, so wie das Böse; die Sünde ihren ewigen Unwerth in sich selbst. Wenn wir nun eine gute That verrichten in der Absicht, um von Menschen gepriesen zu werden; lieben wir dann wirklich das Gute, oder lieben wir nicht vielmehr unsere eigene Ehre? Nun, da hört dann auch die beste That auf, gut zu seyn; denn die eigennützige Absicht benimmt ihr allen Werth. L. A.! Was ich so eben gesagt habe, daß man das Gute nur um seiner selbst willen, oder welches eben so viel ist, nur aus Liebe zu Gott, verrichten müsse, dieß haben sich viele zu merken; denn auch unter euch kömmt der Fall oft vor, wo ihr etwas Gutes nicht in der rechten Absicht thut, und dadurch euch selbst alles Verdienstes beraubt, und im Grunde nichts thut, das eigentlich gut wäre. Mancher Bauer gibt hier und da ein reichliches Almosen, aber eben darum, um Aufsehen zu machen, und für einen großen Wohlthäter der Armen angesehen zu werden. Ein anderer bethet, zu Hause und in der Kirche, oft und viel; aber eben in der Absicht, damit er vor den Leuten für einen frommen Christen gelten möge. Mancher hilft den andern in einer dringenden Angelegenheit; aber nicht, weil den andern in der Noth beyspringen, etwas Gutes, eine Christenpflicht ist, und also dieselbe

in diesem Falle um der Pflicht selbst willen zu erfüllen; sondern weil er von Natur gerade so beschaffen ist, daß er des andern Noth in gleichgültiger Unthätigkeit nicht mit ansehen kann. Es gibt der Triebfedern unzählig viele, die den Menschen zu pflichtmäßigen Handlungen antreiben können; aber unter der großer Zahl nur eine, die den Handlungen der Menschen einen Werth vor Gott gibt, die dieselben verdienstlich macht, wenn der freye Mensch sich durch dieselbige lenken, und zu seinen Handlungen bestimmen läßt: diese Triebfeder ist die Erkenntniß des Guten, und die Ausübung desselben um seiner selbst willen. O so lasset uns denn durch diese einzige Triebfeder bey allem unsern Thun und Lassen geleitet werden. An diese laßt uns denken am Morgen und am Abend, so oft wir uns in der Stunde der Andacht mit Gott und unserer Bestimmung beschäftigen. Besonders wollen wir in dem Augenblick daran denken, wo uns die Erwerbung der ewigen Seligkeit ein heißer Kummer des Herzens ist. Insbesondere wollen wir dieß thun, wenn wir Werke der Liebe und der Barmherzigkeit auszuüben Gelegenheit haben. Verbannen wollen wir dadurch jeden andern Gedanken, der sich uns als Triebfeder zur Ausübung jener Werke etwa darstellen möchte. Der Gedanke Gott – und durch Liebe allein ihm anzugehören, ihm angenehm zu seyn — bemächtige sich unserer ganz; und so werde der Grundsatz ganz herrschend in uns; gut und verdienstlich ist nur diejenige Handlung, nur diejenige That, die in keiner andern Absicht verrichtet und unternommen wird,

als allein weil die Ausübung derselben entweder als gut und pflichtmäßig — oder die Unterlassung als böse als pflichtwidrig erkannt wird, und wo der Wille durch nichts bestimmt wird, als durch Vorstellung dessen, was recht, was gut, was Pflicht, oder das Gegentheil davon ist, und noch überdieß, durch das Andenken an Gott, an seinen Willen, und durch die Liebe zu ihm, die das dankbare Herz seinem Urheber und Wohlthäter immer so gern erweisen möchte. Gott! wie du sollen wir alle seyn. Nur bey dir ist Erkenntniß des Guten und Vollbringen desselben, einzig um des Guten willen ewig beysammen, darum bethen wir dich auch an als den Alleinheiligen. Darum rufen und bethen wir auch zu dir: mach uns deinem Beyspiel ähnlich, wie es auch Jesus dein eingeborner Sohn war. Amen.

## Ende des vierten Bandes.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

## In eben dieser Buchhandlung ist ganz neu zu haben:

Feddersen (Jakob Friedr.) Christliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann, zum nützlichen Gebrauch für den katholischen Bürger und Landmann umgearbeitet und verbessert. Neueste Auflage. 8. München 1802. 30 kr.

Kunitsch (Mich.) Lehrreiche Geschichten und Erzählungen zur nützlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung für die Deutsche Jugend. Theils zusammengetragen, theils verfaßt, und zum Prüfungsgeschenk für die liebe Jugend gewidmet. Zweyte Auflage. 8. 1800. 10 kr.

— — 350 Sätze lehrreichen Inhalts zu Vorschriften und zum Dictiren. Zusammengetragen zum Behufe für öffentliche und Privatlehrer der Deutschen Jugend. Zweyte Auflage. 8. 1800. 17 kr.

— — Versuch sokratischer Gespräche über die Erzählungen in dem zweyten Theile des Lesebuchs für die Landschulen der k. k. Staaten. 8. 1794. 40 kr.

— — Der practische Privatgeschäftsmann, welcher alle im bürgerlichen Leben vorkommende schriftliche Aufsätze zu verfassen lehret. Zum nützlichen Gebrauch für Privatleute, besonders für den Bürgerstand; für Künstler, Professionisten, Gewerbs- und Güterbesitzer, Landleute; auch für Landschullehrer, und für junge Leute aus benannten Ständen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Grätz 1801. 48 kr.

Kunitsch (Mich.) Erzählungen und Gespräche über das Lesebuch oder die Anleitung zur Rechtschaffenheit für die Schüler der Deutschen Schulen in den Städten und Märkten der k. k. Deutschen Staaten. Zum gemeinnützigen Gebrauche für Lehrer, Ältern, und Erzieher. 8. 1796. 20 kr.

Rochows (Fr. Ebr. von) Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen. Mit Genehmigung des Verfassers für katholische Landschulen eingerichtet. Zwey Theile 8. Münster 1799. 24 kr.

Hülfsbuch für die Schüler der ersten Grammatikalklasse. Von einem k. k. Gymnasiallehrer. 1ter Band. 8. Grätz 1798. 40 kr.

— — für die Schüler der zweyten Grammatikalklasse. 2ter Band. 8. ebend. 1798. 30 kr.

— — für die Schüler der dritten Grammatikalklasse. 3ter Band. 8. ebend. 1799. 1 fl. 15 kr. Alle 3 Bände zusammen 3 fl. 31 kr.

Weiß (Joh.) Practisches Rechenbuch, oder Anleitung die vorkommenden Rechnungen kurz ohne vielen Multiplicationen auszurechnen. Mit vielen Beyspielen und den dazu erforderlichen Regeln und Erläuterungen. Nebst einem Anhang von 100 verschiedenen Rechnungen zur Übung. 8. Grätz 1799. 36 kr.

Volksgeschichten, überzeugende, als eine Aneiferung um fleißigen Anbau, Wirthschaft und Zufriedenheit des Landmanns und Städters zu befördern 2c. als ein Beytrag zum Noth- und Hülfsbüchlein. 8. 1795. 10 kr.

Th. Pr

Bauernschulrat

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauerschubert, Joseph,

Kurze Volkspredigten zum Unterrichte und zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchen-Jahres

Bd.: 4.

Grätz 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 159 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11290129-4